PT 3919
.W63 D6
1915
Copy 1

Dornige Pfade

Wienand.

Class _____

Book _____

Copyright No. _____

COPYRIGHT DEPOSIT.

Dornige Pfade.

Von

Paul Wienand.

Verfaſſer von „Gelzweige", „Muſenblüten"
und „Orientaliſche Reiſebilder."

1915
CENTRAL PUBLISHING HOUSE
CLEVELAND, OHIO

PT3919
.W63I6
1915

COPYRIGHT 1915

$0.50
SEP 27 1915
©CI.A411882
no. 1

Zwei Geschichten:

1. Bertha.
2. Die Liebe ist die größeste unter ihnen.

Bertha.

Aus dem Leben einer deutsch-amerikanischen Lehrerstochter.

Von

Paul Wienand.

CLEVELAND, OHIO
1915

Ein Paradies ein verlorenes
Liegt rückwärts in der Vergangenheit,
Und ein wiedergeborenes
Liegt vorwärts in der Zukunft weit.
Immer rückwärts nach jenem blickt
Und Blicke vorwärts nach diesem schickt
Wehmut und Sehnsucht, dein Wegegeleit,
O Herz, durch die Spanne der öden Zeit.

Friedrich Rückert.

Bertha.

Lachen und Weinen, Jubel und Jammer, Freude und Leid wirbeln im Menschenleben durcheinander, wie das Laub, vom Winde getrieben. Ueberall, wo Menschenherzen schlagen, „kanns vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war“. In großen Städten, wo die Menschen wie in Bienenkörben beisammen hausen, verdrängt das weinende Weh die lachende Lust viel häufiger als in kleineren. Eins jagt oft das andere, wie in einem Wandelbildtheater. Das bunte Vielerlei mit seinen rasch nacheinander folgenden Wiederholungen raubt Zeit und Lust zum ernstlichen Nachdenken, zur innigen Teilnahme. Es stumpft die Sinne ab. Mit einem herzhaften Lachen, mit einem Wort des Bedauerns, je nachdem, begegnet man den Ereignissen und — wartet auf andere. Nur dann, wenn man selbst „Gegenstand der andern geworden“ gehts einem „furchtbar nah“.

Das erfahrungsreiche Alter windet sich leichter durch die Wechselfälle des Lebens, als die junge Lebensblüte. Nicht jede hat in sich die Kraft, sich,

wenn einmal in den Staub gedrückt, zu erheben. Nicht jede findet eine linde Hand unter den vielen, „welche mit sich selbst zu tun haben", die sie aufrichtet. Was Wunder, daß daher Ungezählte an Leib und Seele zu Grunde gehen und von dem eisigen großstädtischen Hauche in ein frühes Grab gestreckt werden? Nie werden die bleichen, gramdurchfurchten Antlitze jugendlicher Menschenkinder, deren jedes „eine traurige Geschichte ohne Worte" erzählt, dem Großstadtbilde fehlen, bis die größeste und göttlichste aller Tugenden, die Liebe, Eigentum aller geworden ist.

Unter den vielen vom Lebenssturme geknickten Lebensblüten fanden wir auch die, deren herzergreifende Lebensgeschichte wir hier mitteilen. Es geschieht mit ihrer Genehmigung, andern zu Nutz und Frommen. Zu einem Besuche in ihr Elternhaus werden die verehrten Leser und Leserinnen zuerst eingeladen.

Das Elternhaus.

Bertha, so heißt unsere Freundin, welche wir auf ihrer Wegfahrt durchs Leben nun begleiten werden, war die Tochter eines deutschen Lehrers an einer Gemeindeschule. Der Vater, ein Mann von starkausgeprägtem Rechtlichkeitsgefühl und streng-

christlicher Gesinnung, dessen vielleicht größte Schwäche darin bestand, die Schwachheiten anderer nicht nach deren Ursache, sondern Wirkung zu be- und verurteilen, hatte als Lehrer und Organist eine lohnende Stelle inne. Wegen seiner Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit im Amte ward ihm allseits die höchste Achtung zuteil. Oft, wo er glaubte im Rechte zu sein, aufs äußerste schroff, vergab man gerne, weil seine Treue im Dienste Anerkennung forderte. Seine Gattin hingegen besaß eine fröhliche, gemütsvolle Natur, welche den Dingen stets die lichte Seite abzugewinnen und in jedem Menschen das Gute zu finden suchte. An ihrem weiten, weichen Herzen fanden viele, für ihr Leid Verständnis Suchende, Raum, welche sich nicht gerne an den gestrengen „Herrn Lehrer" wenden mochten. Manche Träne trocknete sie, welche die Härte ihres Gemahls verursacht hatte. Manchen Riß heilte sie im stillen, welchen seine Schroffheit erzeugt hatte, ihm dadurch Verdruß und Aerger ersparend. Trotz der Verschiedenheit ihrer Charakter lebten sie in lieblichster Eintracht miteinander. „Eine Gehilfin, die um ihn sei", das war sie in vollster Bedeutung des Wortes.

Ihre Häuslichkeit war eine Stätte des Friedens, eine Burg der Liebe. Sie galt als Vorbild. Frau

Lehrerin pflegte zu sagen, wenn man ihr Mißhelligkeiten aus andern Häusern zutrug: „Wo Willigkeit und Verstand sich mit Liebe eint, baut man sich eine Hütte Gottes auf Erden", oder: „Viele schaffen sich eine Hölle, weil sie den Himmel nicht im Herzen tragen."

Bertha, die älteste der beiden Töchter, war des Vaters Stolz, der Mutter Freude. Des Vaters Gerechtigkeitsliebe und der Mutter Gemütsfülle waren ihr schönstes Erbteil. Dem Aeußern nach eine anmutsvolle, liebliche Erscheinung, welcher der Adel einer edlen Gesinnung aufgeprägt war, gewann sie die Zuneigung und Achtung aller, welche mit ihr in Berührung kamen. „Nimm Lehrers Bertha zum Vorbild," mahnte manche kummervolle Mutter ihr unartiges Töchterlein.

Nicht selten faltete der Vater die Hände wie im Gebet, wenn er sie lebensfrisch und züchtig im Hause schalten und walten sah und sprach mit dem Dichter Philipp Spitta:*

Du bist wie eine Blume
So hold, so schön und rein,
Wenn ich dich seh schleicht Wehmut
Mir ins Herz hinein.

*Fälschlich H. Heine zugeschrieben.

Mir ists als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Sorgen und Kümmernisse hatte Bertha bisher weder gekannt noch empfunden. In traulich reiner Umgebung war sie erblüht; Anfechtungen und Versuchungen, welche manches junge Leben beängstigend erschüttern, waren ihr bisher erspart geblieben. Auch das grausam finstere Leid hatte sie wohl vorbeihasten sehen, aber nach ihr hatte es seine Krallen nicht ausgestreckt. Wie sollte sie es daher kennen? Nur der, den der Lebenssturm umtobt hat, nur der, dem das schneidige Weh wie ein Schwert durch die Seele gedrungen ist, kennt das Leid und wird — mitleidig. Und wo immer ein rechter Leidensgelehrter es schaut, schleicht er nicht scheu vorbei, sondern folgt dem Beispiel des Samariters im Evangelium, ohne sich erst lange mit Fleisch und Blut zu beraten. Die so sehr gefürchtete Leidensschule ist die segensreichste von allen, wenn man darin ein gehorsamer und lernbegieriger Schüler des Lehrers und Meisters geworden ist, der uns ein Vorbild gelassen, „auf daß wir nachfolgen seinen Fußstapfen".

Zutreffend singt der Dichter C. F. Hartmann:

Leiden sammelt unsre Sinne,
Daß die Seele nicht zerrinne
In den Bildern dieser Welt.
Ist wie eine Engelswache,
Die im innersten Gemache
Des Gemütes Ordnung hält.

Und der Apostel Paulus, welcher durch Leiden groß und stark geworden, singt dem Leid ein Lob mit den Worten: „Wir rühmen uns auch der Trübsale, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet, Geduld aber bringet Erfahrung, Erfahrung aber bringet Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden."

Die Hochschule hatte Bertha hinter sich. Sie war mit Ehren bestanden. In die Leidensschule sollte sie bald eintreten, eher als sie und die Eltern es ahnten. Weise hat es der liebe Gott eingerichtet, daß wir nicht den Schleier der Zukunft lüften und schauen können, was uns im Schoße derselben aufbewahret ist. Vorzeitiges Grämen und Härmen würde uns der Kraft berauben, die uns durch Leidenstiefen zur goldnen Freudenhöhe führen muß und mancher, von Gott als Werkzeug bestimmt zum Wohl und Heil anderer, ginge dem Segenswerke verloren. Auch das Dunkel, das sich undurchdringlich über die Zukunft breitet, ist des Dankens wert.

Berthas letzter Abend im Kreise der Lieben war

gekommen. Der ihm folgende Morgen sollte sie als Gesellschafterin einer reichen Dame in einem Nachbarstaat dem traulichen Heime entführen. Schwer, sehr schwer fiel der sorgsamen Mutter diese Trennung. Wer kann es ihr verargen? Wie eine Henne sich nur dann glücklich fühlt, wenn sie alle ihre Küchlein unter ihren warmen schützenden Flügeln weiß, so auch eine liebende Mutter. Nur der Vater bezwang jede Rührung „des Kindes wegen" mit den Worten: „Wer für das Leben geschickt und brauchbar werden will, muß es aus eigner Anschauung kennen lernen." Wohl eine unbestreitbare Tatsache. Hinter dem Ofen lernt keiner das Leben kennen.

Zum letzten Male versammelten sie sich zu gemeinsamer Abendandacht. Der Hausvater verlas den 23. Psalm. Im inbrünstigen Gebete empfahl er seinen Augapfel der Obhut des guten Hirten an, flehend, daß er sie behüte nach Leib und Seele und sie zum Werkzeug in seinem Reiche mache. Das Gebet fand Erhörung, wenn auch auf andrem Wege, als der erbetene. Das Ziel bleibt schließlich ja immer die Hauptsache auf der Wegfahrt durchs Leben.

Die letzte Nacht im Elternhause ist selten für eine Mutter und ihr Kind eine ruhigen Schlummers.

Hoffnungen und Sorgen halten Wacht an den Betten. Nur der liebe Gott hört die Seufzer, sieht die Tränen und sammelt und verwandelt sie in köstliche Perlen für die unverwelklichen Siegeskränze derer, die durch große Trübsal gekommen und ererbet haben die Seligkeit.

Engumschlungen betraten bei Tagesanbruch Mutter und Tochter das Familienzimmer. Der Vater saß bereits am Melodium. Die jüngste Tochter hatte das Frühstück bereitet. Ein kurzes Vorspiel und das trostkräftige Lied Paul Gerhardts: „Befiehl du deine Wege" klang feierlich durch den Raum und weihevoll in die Herzen, Schmerz stillend, Hoffnung belebend.

Nach schweigend eingenommenem Morgenimbiß kniete Bertha nieder, Vater und Mutter legten die Hände auf ihr Haupt. „Bleibe fromme und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlergehen," sprach, sie segnend, der Vater. „Der Herr aber segne dich und behüte dich!" setzte die Mutter hinzu. Mit einem herzlichen „Lebe wohl!" schied Bertha und zog hinaus „in die Welt".

Die Reise.

Er war ein trüber Morgen und es schien der lieben Sonne große Mühe zu kosten, hie und da einen ihrer Goldstrahlen durch die Wolkenhülle zu senden. Erst gegen Mittag gelang es ihr, Meisterin derselben zu werden und ihr warmlächelndes Angesicht den Erdenkindern voll und ganz zu zeigen. War darin eine Vorbedeutung dessen, was unserer Bertha zuteil werden sollte? Manchmal will es scheinen, als ob der Himmel ein prophetisches Antlitz trägt. Hier war es der Fall. Wohl dem Menschen, der da weiß:

„Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da mein Fuß gehen kann"

und frohen, starken Herzens zu sprechen vermag: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?" Ps. 27.

Es läßt sich nicht leugnen, daß wir Menschen Stimmungen unterworfen werden, welche, erzeugt und beeinflußt von Verhältnissen, Umgebung und Wetter, hell oder dumpf, klar oder trübe, den Sai-

ten der Seele entklingen. Die junge Reisende entging derselben nicht. Ein beklemmendes, ängstliches Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt. Ein nie gekannter Schmerz wühlte tief in ihrem Herzen. Sie kämpfte tapfer an gegen den Ausbruch desselben, konnte es jedoch nicht verhindern, daß eine heiße Träne über die Wange schlich. Das Ungewisse, dem sie entgegenging, lag zentnerschwer auf ihrem Gemüt. Erst dann, als die Sonne als Siegerin über die dunklen Wolkenheere Feld und Wald längs der Bahngeleise in Goldlicht tauchte, atmete sie hoffnungsfreudiger auf.

„Sie haben Kummer, mein Fräulein?" Es war die weiche Stimme einer Mitreisenden, welche sie aus dem sie quälenden Gedankengang riß. „Schon längst habe ich den Kampf, den Sie mit Ihren Gefühlen führen, beobachtet, allein da mir der Schmerz eines Mitmenschen heilig ist, wollte ich Sie nicht belästigen. Weiß ich doch aus eigner Erfahrung, daß ein Schmerz seine Pfeile oft noch tiefer ins Herz bohrt, wenn bloße Neugier Unberufener daran rüttelt."

Diese Mitgefühl verratenden Worte taten Bertha wohl und bald schüttete sie der Vertrauen erweckenden alten Dame ihr übervolles Herz aus. Nur die Erinnerung ans liebe Elternhaus wob

einen goldnen Faden in ihre Rede und warf einen lichten Schein über die ihr verhüllte Zukunft.

„Mein liebes Fräulein," entgegnete die aufmerksame Reisegenossin, „so ists recht. Auch in den Unannehmlichkeiten des Lebens muß man nie die Hoffnung fahren lassen. Sie hilft oft über das Schwerste hinweg und zeigt uns glückverheißend das Morgenrot eines neuen Tages in der Ferne. Der Mensch ist bedauernswert, der nur auf Wolken achtet und dabei der hinter ihnen thronenden Sonne vergißt. Nicht der ist ein mutbeseelter Mensch, welcher den Unannehmlichkeiten des Lebens aus dem Wege geht, sondern der, welcher ihnen kühn entgegen tritt und sie zu überwinden sucht. Mit nötigem Gottvertrauen, redlichem Willen und hoffnungsvoller Ausdauer geht man aus solchem Kampfe doch als Sieger hervor."

„Ach, liebe Frau, Sie scheinen kein geringes Maß derselben selbst gekostet zu haben, wie könnten Sie sonst so überzeugungsfreudig und siegesgewiß davon sprechen?" entgegnete Bertha.

„Ja, Kind, ein vollgerüttelt und geschüttelt Maß. Doch, was mich damals so tief schmerzte, ist mir heute eine liebe Erinnerung. Die schweren Enttäuschungen und herben Unannehmlichkeiten meines jungen Lebens waren nötig zur Bildung eines fe-

sten Charakters und eines starken Herzens und was mehr ist, sie dienten mir, den rechten Helfer in der Not und in ihm den Frieden zu finden, den man mir geraubt hatte; allerdings erst dann, nachdem man mir meine Götzen zertrümmert und meinen hochmütigen Sinn in den Staub gezerrt hatte. Was ich heute bin, bin ich durch Gottes Gnade, die nicht vergeblich an mir gewesen ist. Glauben Sie mir, einer alten durch Leiden geprüften Frau, daß alles Bittere und Schwere des Lebens durch Gottes Hand zu unserm Heil gewendet werden kann."

„Wie danke ich Ihnen für diese lieben Worte. Mir ists, als ob ich meinen guten Vater durch Sie reden höre. Und jetzt verstehe ichs, wenn er bei manchen Widerwärtigkeiten sagte: ‚Der liebe Gott hat wieder eine Freude für mich in Bereitschaft.' "

„Danken Sie Gott für solch einen Vater. Wer ein derartiges Vorbild mit in die Welt hinaus nehmen kann, findet sich in den Wirrsalen derselben zurecht, auch beim größten Ungemach. Doch wir sind nahe meiner Heimat. Und nun, ehe wir scheiden, noch eins: Wenn Sie in fremder Umgebung nicht finden, was Sie erwarten, verlieren Sie nicht Ihren Glauben an Gott und die Menschheit. Gott ist allerwärts und gute Menschen sterben nicht aus. Gott segne Sie! Leben Sie wohl!" Mit diesen

Worten und einem herzhaften Handschlag schied eine durchs Leid erstarkte Menschenseele von einer, die im Leiden geprüft werden sollte.

Die neue Heimat.

Getröstet und gehobenen Mutes betrat unsere Reisende am Abend desselben Tages den Ort ihrer neuen Tätigkeit. Das vom grünen Rasenplatz umgebene Palast ähnliche Haus des mehrfachen Millionärs und Fabrikherrn W. lag auf einer anmutigen Anhöhe. Die breiten dasselbe nach drei Seiten hin umschließenden Verandas waren fast gänzlich eingehüllt von blühenden und duftenden Gewinden. In einer Hängematte ruhte die Herrin des Hauses. Das silberklare Mondlicht des linden Herbstabends stahl sich durch das Geranke und umflutete mit seinem milden Gestrahle ihr blasses von körperlichem Schmerze redendes Angesicht. Herr W. wiegte sich nachlässig und gelangweilt in einem Schaukelstuhle. Seine stahlgrauen Augen verrieten kalten Stolz und eisernen Willen. Berthas Gruß beantwortete er kurz und gemessen, ohne seine nachlässige Stellung zu ändern. Freundlich dagegen war der Gegengruß der Dame. Sich mühsam aufrichtend reichte sie ihrer zukünftigen Gesellschafterin die Hand und sagte in liebevollster

Weise: „Ich heiße Sie herzlich willkommen, liebes Fräulein, und hoffe zuversichtlich, daß wir uns verstehen werden."

Bertha erwiderte schlicht und herzlich: „Ich werde mich ernstlich bestreben, Ihr Vertrauen und Ihre Zuneigung zu gewinnen, Madame."

„Ich danke Ihnen, liebes Fräulein und nachdem Sie eine Erfrischung zu sich genommen haben, ruhen Sie sich zuerst gründlich aus, denn Sie werden müde sein von der Reise, und Morgen stellen Sie sich zu meiner Verfügung. Man wird Ihnen gleich Ihr Zimmer anweisen. Ich wünsche: ‚Angenehme Ruhe!' "

Ein Diener nahm ihre Handtasche, führte Bertha in das für sie bestimmte Zimmer und erklärte sich bereit, ihren Koffer sofort vom Bahnhof holen zu lassen. Sie solle sich indessen zum Eßsaal begeben, wo bereits für sie gesorgt sei. Nachdem sie sich leiblich erquickt hatte, begab sie sich nach einem herzlichen Gebete zur Ruhe. Ihr Geist aber weilte noch lange im lieben Elternhause, während der müde Leib sanfte Ruhe pflegte an neuer Statt.

Sechs Monate waren verflossen. Bertha zeigte sich den mancherlei an sie gestellten Ansprüchen gewachsen. Die Herrin schätzte die Geschicklichkeit und Willigkeit ihrer jungen Gesellschafterin und ließ es

derselben keineswegs an Beweisen ihrer Anerkennung fehlen. Und Bertha war dankbar für jedes freundliche Wort. Nur wenn sie abends allein in ihrem Zimmer weilte, eilte ihr Geist der Heimat zu und nicht selten stellte sich das Heimweh als schwermütiger Gast bei ihr ein. Die Worte des guten Vaters: „Geschickt und nützlich für das Leben wird nur der, welcher nicht mutlos seine Hand vom Pfluge zurück zieht, sondern mutig ausharrt," wurden ihr zur starken Waffe, das Heimweh aus dem Felde zu schlagen.

Herr W. verhielt sich ihr gegenüber stets gleich: Stolz und kalt in allen Dingen. Für ihn war sie nichts anderes als die Hunderte in seinen Fabriken, welche durch ihre Kräfte, ihren Fleiß und Schweiß seinen Wohlstand vermehrten: Lohndiener. Der Marktpreis ihrer Arbeit war der Grademesser ihres Wertes in seinen Augen. Für den Dollarmenschen, und das war er, stehen Geschicklichkeit und Muskelkraft über Herz und Gemüt. Ists zu verwundern, daß er für diese letzteren weder Verständnis zeigte, noch Gebrauch hatte? Und die „Dollarritis" ist eine der gefährlichsten Krankheiten unserer Zeit, sie vernichtet die wahre „Menschlichkeit". Er litt daran.

Ueberraschungen.

Diese, ob angenehme oder unangenehme, haben die Eigenheit, von einer Seite her zu kommen, von der man sie am wenigsten erwartet. Die Kunst, ihnen bereit und erfolgreich zu begegnen, ist schwer zu erlernen. Wenigen ist es gegeben. Zu einem solch überraschenden Ereignis wurde der unerwartete Besuch des Sohnes der Familie W. Von diesem Ereignis wurde Bertha mitbetroffen. Er hatte in H. Universität seine Studien abgebrochen. Der Bücherstaub war ihm lästig geworden. Mit dem Gelde seines Vaters hoffte er die Lücken seines Wissens ausgleichen zu können. So wirbelte er denn lustig, wie der erste Herbstschnee, hinein ins Elternhaus, den Vater mit kräftigem Handschlag, die Mutter mit sonnigwarmem Lächeln und schallendem Kuße begrüßend.

„Mein liebes, herziges Kind!“ rief freuderfüllt die Mutter aus und schloß ihn in ihre Arme.

„Mein süßes Mütterchen, Juwel aller Mütter!“ entgegnete er neckisch und wirbelte mit ihr im Kreise herum, „wie gefällt dir dein großer Junge?“

Bertha, welche während der Begrüßung abseits gestanden, wurde, als der Sohn ihrer ansichtig ge-

worden, von der Mutter demselben vorgestellt mit den Worten:

„Meine Gesellschafterin."

Wohl länger als nötig ruhte sein prüfendes, Lebenslust sprühendes Auge auf ihrer schlanken Gestalt und ihrem lieblichen errötenden Angesicht. Lächelnd ihr die Hand reichend, sagte er: „Freut mich, Fräulein," und sich darauf zur Mutter wendend: „Gratuliere."

Sobald Bertha ihrer Pflicht am Spätabend entbunden war, eilte sie auf ihr Zimmer. Lange saß sie sinnend mit gefalteten Händen auf dem Rande des Bettes. Sie konnte sich keine Erklärung geben über die Befangenheit und über das ängstliche Pochen in ihrer Brust in der Gegenwart des jungen Mannes. Mehrere Male verspürte sie ein inneres Erschrecken, wenn sie sah, wie seine Augen wohlgefällig auf ihr ruhten. „Herr, verlaß mich nicht!" seufzte sie und suchte Ruhe für ihr bangendes Herz im Schlafe.

Frühlingsweben.

Es war mittlerweile Frühling geworden. Ein milder, lauer Lenzhauch küßte die Mutter Erde. Ueberall keimte und sproßte das neuerwachte Leben in der Natur. Veilchen und Maiglöckchen, diese

ersten Boten des Lenzes begrüßten mit süßem Dufte ein junges Menschenpaar, welches den Frühling ihrer Liebe in einer versteckten Laube feierte. Es waren Bertha und Wilbert, der Sohn des Hauses. So sehr sie auch, hinweisend auf ihre Stellung im Hause, gegen jede Annäherung des jungen Mannes standhaft gekämpft und ihm das Törichte seiner heißen Werbungen vorgehalten hatte, war es ihm endlich doch gelungen, ihr Herz und ihre Bedenken zu besiegen. Wiewohl sie an die Echtheit seiner Liebe glaubte, war ihre Seele banger Ahnungen voll.

„Was, Liebster, werden deine Eltern zu unserm Bündnis sagen?“ hören wir sie fragen. „Mir ist so bange, besonders vor deinem Vater.“

„Meine Eltern werden und müssen uns ihre Zustimmung geben. Bisher haben sie mir jeden Wunsch erfüllt,“ entgegnete er zuversichtlich.

„Und wenn sie dir diesen einen verweigern, was dann?“

„Sei getrost und fürchte nichts, Liebste. Lieber opfere ich alles, ehe ich von dir lasse. Ich bin vierundzwanzig Jahre alt und Herr meines Willens.“

„Ach, Geliebter, ich vergehe fast vor Angst, wenn

ich dem Auge deines Vaters begegne. Ich meine immer, ich lese Unheil darin für unsere Liebe."

„Mut und Geduld, Teuerste! Morgen spreche ich mit ihm. Er muß sich für uns entscheiden."

* * *

Während die jungen Menschenblüten in der Laube ihre zagen Hoffnungen zu beleben suchten, fand im Hause ebenfalls eine ernstliche Beratung statt.

„Hast du nicht beobachtet, lieber Mann, daß unser Sohn sich in auffälliger Weise mit meiner Gesellschafterin beschäftigt? Mir ist das durchaus nicht lieb. Sie ist ein frommes, fleißiges und wohlerzogenes Kind und ich wünsche nicht, daß unser Sohn ihr die Ruhe stört. Willst du nicht ein ernstes Wort mit ihm sprechen? Man weiß nicht, was sonst für Folgen daraus entstehen können."

„Folgen?" antwortete Herr W. mit einem Anfluge von Spott. „Folgen? Unser Sohn weiß, was er seiner Familie und seiner Stellung schuldig ist. Ein schönes Gesicht und eine anmutige Gestalt werden es deswegen nicht vermögen, ihn zu einer Jugendtorheit zu verleiten. Uebrigens ist es nichts als eine Spielerei; habs längst bemerkt; gönne sie ihm."

„Aber man spielt doch nicht mit unschuldigen

Frauenherzen," erwiderte die Frau des Hauses besorgt.

„Dann soll sie ihm aus dem Wege gehen." Und nach einer wegwerfenden Handbewegung griff er zur Zeitung. Für ihn war die Sache abgetan. Auch sie schwieg.

Vernichtete Hoffnungen.

Am Morgen des dem Gespräche folgenden Tages ersuchte der Sohn den Vater um eine kurze Unterredung. Es waren innige, warme Worte, Worte wie sie nur einem von Liebe erfüllten Herzen zu Gebote stehen, mit welchen er seinen Vater zu einer Einwilligung zum so sehnlichst begehrten Herzensbunde zu bewegen suchte.

„Mein Sohn," antwortete ihm der Vater, „dein Verstand scheint auf Reisen gegangen zu sein. Du und eine Dienerin! Bedenke das Lächerliche der Idee."

„Sie ist Gesellschafterin der Mutter. Ihr Charakter ist über jedes Vorurteil erhaben. Mutter selbst behandelt sie deshalb in liebevollster Weise. Sie weiß ihren Wert zu schätzen. Ich habe ihr Treue geschworen. Sie hat mein Wort. Kannst du wollen, daß ich wortbrüchig werde, Vater?"

„Die Jugend ist schnell mit dem Worte. Die Gedanken hinken nach, mein Sohn. Und nun sinds der Worte genug. Nie bekommst du meine Zustimmung. Eine Bedienstete Schwiegertochter des Hrn. W.! Ha! Ha!“ und damit drehte er dem Sohne den Rücken zu.

„Habe Erbarmen Vater! Ich liebe sie wie mein Leben und ich weiß, wir werden allsamt glücklich durch sie. Sie wird uns keine Schande machen.“

„Erbarmen? Wohlan! Damit mein verliebter Sohn keinen dummen Streich macht, schicke ich ihn zum Vernünftigwerden in Geschäften nach Europa. Sie aber kehrt mit dem Abendzuge ins Elternhaus zurück. Da hast du mein Erbarmen. Bis morgen früh bist du reisefertig. Sonst sind wir geschiedene Leute,“ sprachs und ging zur Tür hinaus.

Mit einem herzerschütternden Schrei: „Vater! o Vater!“ stürzte er ihm nach. Doch der beachtete es nicht, sondern schritt eilends von dannen.

Wie gelähmt und innerlich zerschlagen trat bald der Sohn in das Zimmer der Mutter, barg sein Haupt in ihren Schoß und ließ seinen Tränen freien Lauf. Jede Fürbitte verweigerte sie ihm. „Es ist umsonst, mein Sohn. An den Entschlüssen deines Vaters kann niemand was ändern. Er ist

hart und kalt wie Stahl, wenn immer er seinen Willen durchsetzen will. Ich habe es unzählige Male erfahren müssen. Sei gehorsam und reise. Gott geleite dich!" bat die Mutter unter Tränen und Seufzen.

In seiner Geschäftsstube angekommen, schrieb Hr. W. sofort an Berthas Vater. Er beklagte in seinem Schreiben, daß Bertha den Sohn des Hauses zu einer Torheit verleitet und dadurch den Frieden des Hauses gestört habe. Er, der Herr Lehrer, müsse ihm beipflichten, daß er eine Person, welche sich so leichtsinnig aufgeführt habe, nicht länger in seinem Hause dulden dürfe und deshalb schicke er sie ihm ohne Verzug zurück. Und wie er die Buchstaben steif und eckig, wie er selbst, auf dem Bogen aneinander gereiht sah, zündete er sich eine Cigarre an, wie er gewöhnlich tat, wenn ihm ein Werk gelungen und sandte mit einer innern Befriedigung das Schreiben ab.

Wie ein Blitzschlag aus heitrem Himmel traf Bertha die Kunde von der schimpflichen und sofortigen Entlassung. Sie brach zusammen. Einsam in ihrem Zimmer gab sie sich lange dem Schmerze hin. Die erste Wunde, der erste Schmerz in der Schule des Lebens und niemand sie zu trösten. Niemand! Das geknickte Blümlein findet der Son-

nenstrahl und küßt ihm die Wunde, koset der laue Wind und lindert den Schmerz. Aber die Menschen, die fremden, die Welt, die kalte, was kümmern sie sich um die, welche das Unglück geknickt hat? „Jeder ist sich selbst der Nächste!“ Ein billiges Evangelium, so lange man nicht der Nächste ist, welcher des Nächsten bedarf.

Bertha fragte wieder und immer wieder: Ist es denn eine so große, verabscheuenswerte Sünde zu lieben und sich von der Liebe eines andern überwinden zu lassen? Hatte sie sich nicht solange tapfer dagegen gewehrt, bis sie ihr zu stark geworden?

„O Gott, habe ich mich versündigt, vergib! aber hilf mir aus dieser Stunde! Du, der du barmherziger bist als die sündigen Menschen, bewahre mich vor der Verzweiflung! Lehre mich deine Wege und leite mich deine Stege!“

Nachdem sie im Gebete Ruhe gefunden, packte sie ihre Reisetasche und ihren Koffer und, den gebrachten Imbiß verschmähend, nahm sie schweigend Abschied von der Stätte ihres ersten Wirkens. Frau W. hatte sich eines vorgeschützten Unwohls wegen entschuldigen lassen. Von Wilbert sah und hörte sie nichts.

Verstoßen.

Und wieder war der Himmel dunkel verhüllt und Wolken trieben dahin in wilder Jagd, von zuckenden Blitzen begleitet, als Bertha in der Frühe des Morgens dem Zug entstieg. Der Gedanke ans liebe Elternhaus, wo sie Verständnis für das ihr zugefügte Unrecht und Trost in ihrem Leide zu erwarten hoffte, beflügelte ihre Schritte, als sie demselben sehnsuchtsvoll zustrebte. Sie ahnte ja nicht, daß sich zur selben Zeit der Vater in höchster Erregung mit einem Briefe beschäftigte, der mit Eilpost angekommen und entehrende Anschuldigungen gegen seine Lieblingstochter enthielt, welche ihn eben aus diesem Grunde um so herber trafen. Ohne sich Zeit zu gönnen, erst die andere Seite zu hören, reifte sein Entschluß. „So," sprach er, „schreibt doch nur ein tiefgekränkter und um die Ehre seines Hauses besorgter Vater, und so und nicht anders *muß* der andere Vater als Ehrenmann handeln." — „Des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist," heißt es im Briefe Jakobi, aber, ach! wie wenig gelten oft die Warnungen der Heiligen Schrift, wenn es sich um die Ehre vor Menschen handelt?

Bertha stand nun vor dem einst so trauten Heim. Hastig pochte sie an die Türe, heftig schlug ihr wehes Herz. Aber kein Schritt nahte, kein Laut erklang. Sie klopfte zum zweiten, zum dritten Male. Ein unbegreifliches Etwas krallte sich in ihre zitternde Seele. Endlich! Sie kannte den Schritt, es war der der lieben Mutter. Sie ahmete freudig auf. Schnell wurde geöffnet. Kaum aber war der süße, traute Muttergruß: „Meine liebe Tochter!“ erklungen, erscholl auch schon ein dröhnendes „Halt!“, welches ihr das aufgeregt heiß wallende Blut fast zu Eis verwandelte.

Der Vater drängte die Mutter zurück und vertrat der Tochter den Eintritt. Mit ausgestrecktem Arm wies er sie von der Schwelle, dem grollenden Donner glich seine Stimme. Aus den Augen sprühte der Zorn.

„Geh! hier ist nicht Raum für ein Kind, das alle guten Lehren in den Staub tritt, das leichtfertig seine Ehre zu Markte trägt, das auf die in Ehren ergrauten Häupter seiner Eltern Schmach und Schande häuft. Fort! — Entartete!“

Welch ein Entsetzen, als das erste Elternpaar den Cherub mit dem bloßen hauenden Schwerte gewahrte, lagernd vor dem Garten Eden, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens! Bertha

empfand das Entsetzen, das Schreckliche, als der zornglühende Vater ihr den Weg in ihr Jugendparadies verwehrte.

Mit aufgehobenen Händen, vor ihm niedergesunken, schreckensbleich und zuinnerst tödlich verwundet, schrie sie auf:

„Vater, mein Vater! O höre, ehe du verdammst! Höre dein Kind!"

„Dieser Brief verdammt dich — du hast keinen Vater mehr! Geh!!"

„Mutter, liebste Mutter!" schluchzte sie unter blutigen Tränen, „höre du mich! erbarme dich deines unglücklichen Kindes! Ich habe nichts Unrechtes getan!"

Schon breitete die Mutter die Arme aus, ihr elendes, unglückliches Kind ans Herz zu ziehen, allein der Vater riß sie zurück, drängte sie ins Gemach und donnernd fiel die Türe ins Schloß.

Verkannt, verdammt, verstoßen, verbannt von den liebsten Menschen auf weitem Erdenrund — ohne Schuld! Kein Elend brennt solche Wunden, keine Not zermürbt so furchtbar ein Menschenherz, kein Fluch ist so bitter als dieser. Wie die Sonne vor schweren Ungewittern verschwindet, so entschwand auch ihrem Glaubensauge in diesem gräßlichen Not-

stande das holde Antlitz dessen, der zu allen Mühseligen und Beladenen gesagt: „Kommet her zu mir, ich will euch erquicken!“ —

Das drohende Gewölk am Himmel hatte sich allmählig verzogen. Die Sonne brach sich Bahn. Fröhliche Menschen eilten durch die Straßen. Nacht aber war es in der Einsamen Seele. Menschenscheu wie eine Verfehmte schlich sie dahin von Straße zu Straße. Alles, ja alles war vor ihren Blicken wie in Nebel getaucht und hindurch sah sie nur das harte Antlitz und die abweisend ausgestreckte Hand des Vaters. Ueber dem Lärm und Getriebe des städtischen Lebens hörte sie nur eine grollende Stimme, fühlte ihre zermalmende Kraft, die des Vaters, ihres Vaters, der ehedem nie anders denn freundlich mit ihr gesprochen und dessen Worte ihr stets als eine höhere Offenbarung gegolten.

Ziellos, planlos irrte sie durch die Stadt, Straße auf, Straße ab. Sie fragte nicht: Wohin? Sie vermochte keinen Gedanken zu fassen. Das Furchtbare des Erlebten sauste und brauste wie ein Wirbelwind in ihrem gemarterten Gehirn. Um die Mittagszeit kam sie zu einem Park an der Stadtgrenze. Hier fand sich ein vom Gebüsch versteckter Ort. Auf einer Bank saß sie, stundenlang starr

und sturr wie in weite, dunkle Fernen stierend. Der Tag ging dahin. Sie merkte es nicht. Die Nacht kam und breitete ihr weiches Gefinder über die Erde, sanft und sacht. Mitleidsvoller als die Menschen nahm sie unter ihre Flügel schützend, schirmend die arme Heimatslose und ihr milder Hauch küßte ihre müden Augen in den Schlaf.

Zu rechter Zeit.

Hilfe, die er aufgeschoben,
Hat er drum nicht aufgehoben;
Hilft er nicht zu jeder Frist,
Hilft er doch, wanns nötig ist.

Auf Purpurwagen stieg das goldne Frühlicht am blauen Himmel empor, einen schönen Tag verheißend. Bald regte es sich in den Zweigen und unseres Herrgotts Waldessänger stimmten ein fröhliches Morgenlied an. Die Schläferin erwachte. Verwundert schaute sie sich um. Wars ein Traum? Schon wollte sie, den Sängern gleich, ein Loblied anstimmen, da wurde auch das Bewußtsein wach und schloß ihr flugs den Mund. Aus dem wunden Herzen brach sich Seufzer um Seufzer. „Verstoßen! Ausgestoßen!“ klagten sie in wilder Pein.

In unmittelbarer Nähe lag ein kleiner See friedlich in grüner Bucht. Blaue Wellen mit sil-

berschäumigen Kronen murmelten vergnügt in den lachenden Morgen hinein: „Ruh, Ruh! hier ist die Ruh!“ und riefen lockend der armen Verzagten zu:

Ach wüßtest du, wies Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst hinunter wie du bist
Und würdest erst gesund. (Göthe.)

Bald stand sie am See und schaute, sein Geländer umklammernd, in das lockende Wogengespiel, Verzweiflung im Herzen, im heißen Kampfe mit sich selbst.

Das ist das Leben. Wie ein Wirbelsturm fährt ein rauhes Ungemach über die hoffnungsfrohen Lebensgefilde, verwandelt sie im Nu zu einer Wüstenei und verkehrt das Jauchzen des fröhlich strebenden Herzens in tiefes Grauen. Was ist sein Wollen und Können? Stolz wie ein Aar teilt es mit starkem Flügel die Lüfte, vom Mißgeschick getroffen, sinkt es ohnmächtig in den Staub. Das ist das Leben, wenn der Mensch auf eigne Kraft vertraut. Doch, wo Schatten sind, da ist auch Licht. „Die Sonne bewegt sich doch!“ Die Wolken löschen sie nicht aus, die Stürme jagen sie nicht aus ihrer Bahn. Wohl überläßt sie diesen zeitweilig das Feld, aber wenn ihre Zeit gekommen, tritt sie

mit Macht und Pracht hervor. Fröhlich erheben die erschreckten Blümchen ihre farbenbunten Häupter, die zerzausten Bäume ihre stolzen Wipfel und die gebeugten Aehren ihre goldnen Kronen. „Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie?“ fragte der, durch den alle Dinge gemacht sind. „Wer an ihn glaubt, der soll nicht zu Schanden werden,“ Römer 9, 33, bezeugt der erfahrungsreiche Apostel Paulus.

„Wenn alles bricht, Gott verläßt uns nicht!
Größer als der Helfer ist die Not ja nicht.
In allen Stürmen, in aller Not
Wird er dich beschirmen, der treue Gott“—

singt der Dichter. Man muß das erfahren haben, um es freudigst glauben zu können. Und Bertha sollte es erfahren. Ihre Stunde war gekommen. Ehe sie sich noch zu einem Entschlusse durchgerungen, legte sich sanft eine Manneshand auf ihre Schulter. Aufgeschreckt aus ihrem Sinnen, schaute sie in ein freundliches Angesicht eines älteren Herrn.

„Mein Fräulein, ich glaube der liebe Gott schickt mich zur rechten Zeit hieher,“ redete er sie an. „Ich habe Sie beobachtet, seit Sie hier am See stehen. Ich habe das Gefühl, eine tief Unglückliche in Ihnen zu sehen, welche im Begriffe steht, eine Tat auszuführen, die sich vor Gott nicht rechtfertigen

läßt. Sie gestatten gütigst, daß ich Sie heim begleite. Dies ist kein geeigneter Aufenthalt für Sie."

„Heim? Ich habe kein Heim!" erwiderte sie mit schluchzender Stimme, das bleiche Antlitz mit den Händen bedeckend.

„So jung, so unglücklich und kein Heim? das ist mehr als traurig!"

Ueberzeugt, daß er wohl eine Unglückliche, nicht aber eine Unwürdige vor sich habe, fuhr er fort:

„Wäre Ihnen ein Heim, wo Ihrer eine liebevolle Aufnahme wartet, angenehm?"

Wie Honigseim drangen die freundlichen Worte in ihr wehes, wundes Herz. Ein Heim! Liebevolle Aufnahme! gab es denn etwas Begehrenswerteres noch auf der Welt für sie als das?! Zögernd, mit feuchtem Blicke, schaute sie auf die dargebotene Hand.

„Schlagen Sie getrost ein. Mein liebes Weib wird sich freuen, in Ihnen eine Gehilfin zu finden. Sie werden uns beiden herzlich willkommen sein."

Und während er sprach, kamen ihr die Worte in den Sinn, welche ihre liebe Mutter oft den Traurigen und Betrübten tröstend zurief:

„Der alte Gott, der lebet noch,
Was willst du, Herz, verzagen?
Wenn auch der Tag dich quält und drückt,
Es müssen andre tagen.

Der alte Gott, der lebet noch,
Vergiß, o Herz, die Sorgen,
Es folget nach dem trüben Tag
Ein neuer, schöner Morgen."

Und während diese Worte in ihrer Seele klangen, war es ihr, als sähe sie das treuliebe Mutterauge, ihr zulächelnd: Schlag ein!"

Sie schlug ein. Eine Droschke nahm sie bald auf und trug Bertha einer neuen, besseren Zukunft entgegen.

Herrnhut.

Unterwegs erzählte ihr der Herr, daß seine Lebensgefährtin kränklich sei und das Alleinsein, während er geschäftlich viel abwesend sein mußte, nicht zu ihrem Wohlbefinden beitrage.

„Nein! nein!" fiel er ihr ins Wort, als Bertha die Befürchtung aussprach, seine Frau könne anders über sie urteilen als er, „meine Frau hat ein gutes Herz, das für das Unglück anderer nicht taub ist, doch — da ist unser Haus."

Ferne dem großstädtischen Geräusche und Gewoge lags idyllisch versteckt hinter schattenspendenden

Bäumen auf einer kleinen Anhöhe. Die Eingangspforte trug eine Tafel mit der Inschrift: „Herrnhut."

„Ah! Sie sind ein Deutscher," rief sie bei Ansicht der Tafel freudig aus.

„Und Sie eine Deutsche! wie mich das freut! Nun verstehe ich, warum wir uns so bald verstanden. Gott segne Ihren Eingang!"

Er führte sie ins Haus. „Machen Sie sichs bequem, ich will nur meine liebe Frau von dem Besuch in Kenntnis setzen. Einen Augenblick, bitte."

Kurz darauf erschienen beide. Was er über „die Gefundene" wußte, hatte er seiner Frau in Kürze mitgeteilt und ihrem Zartgefühl das Weitere überlassen. Es zeigte sich bald, daß beide eines Sinnes und eines Geistes waren. Ein Blick in das herzige Antlitz mit seinen sanften Zügen der leidenden Hausfrau sagte Bertha sofort: „Hier ist gut sein! Hier hat die Liebe ihr Reich!" und alles Zagen und alle Zweifel waren überwunden.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, liebes Kind; das Wenige, das mir mein lieber Mann über Sie mitgeteilt, genügt, so daß ich Sie schon recht lieb gewonnen habe," und sie reichte ihr beide Hände.

Bertha, von innerer Bewegung übermannt, konnte sich der Tränen nicht entwehren und küßte die dargebotenen Hände. „Nicht so! nicht so!“ sprach die gute Dame, indem sie die Weinende zum Sofa führte, ihr Haupt an die Brust zog und sanft die Wangen streichelte.

„So, nun weinen Sie sich aus, dann nehmen Sie einen Imbiß und begeben sich zur Ruhe bis zur Mittagszeit. Nur Mut gefaßt! Der gute Gott führt aus Nacht zum Licht und aus der Tiefe in die Höhe!“

Bertha tat wie ihr geheißen. In der liebevollen Umgebung und Pflege gewann sie neue Zuversicht. Sie fühlte wie ein Schiffbrüchiger, der unerwartet den Hafen gefunden hatte.

Während des Nachmittags wurde sie mit der Häuslichkeit vertraut gemacht und zu kleinen Dienstleistungen herangezogen, welche sie zur größten Zufriedenheit des neuen „Mütterchens“ ausführte und für welche sie manches anerkennende Wort erntete; ihr ein süßer Lohn.

Der Abend kam. Herr K., welcher vom Geschäfte zurückgekehrt, begrüßte seine Frau, nach deren Wohlbefinden er sich zuerst erkundigte, zärtlich und reichte sodann Bertha die Hand, ihr ein „guten Abend, liebes Kind!“ bietend. Nach gemeinsamem

Mahl begaben sie sich ins Familienzimmer. Bertha und Frau K. beschäftigten sich mit Handarbeiten und Herr K. mit dem Abendblatt. Nachdem letzterer des Lesens müde, kam bald eine gemütliche Unterhaltung in Gang. Man hatte bisher vermieden Berthas Lebens- und Leidensgeschichte zu erfragen. So wohltuend auch derselben dieses Zartgefühl war, glaubte sie sich doch verpflichtet, aus eignem Antriebe Aufschluß über sich geben zu müssen. Ein tiefes Seufzen verriet wie schwer ausführbar ihr das ward. Frau K., welche diese „Sprache ohne Worte" kannte, fiel ihr sofort in die Rede und sagte: „Bitte, schonen Sie sich. Später, wenn es Ihnen das Herz erleichtert. Ich weiß, Sie sind eine Unglückliche, und wenn nicht alle Zeichen trügen, trifft Ihnen die wenigste Schuld an Ihrem Ungemach."

Allein Herr K. war anderer Ansicht. „Liebe Frau, es gibt Dinge die schwer drücken, solange man sie allein tragen muß. Auch in der Aussprache liegt ein Segen. Hat man sich die Last von dem Herzen gesprochen, atmet man wieder freier und froher auf. Wenn es dem Kinde beliebt, laß es in Gottes Namen sprechen."

Und Bertha erzählte. Sie erzählte unter Tränen, nichts verhehlend, nichts beschönigend. Nur über das

Elternhaus schwieg sie, des Vaters wegen, der ihr am wehesten getan und den sie trotzdem am meisten liebte. Sie wußte, wie schwer auch er litt. Und weil ihre teilnahmsvollen Zuhörer nicht darnach fragten, so blieb der schmerzlichste Punkt in ihrem Herzen unerwähnt.

„Armes Kind," sprach, tief ergriffen von der Beichte, Hr. K., „Ihre Schuld ist gering gegen die der andern. Leider muß der Schwächere oft unter der Unbill des Stärkeren leiden. Die das meiste Unheil auf Erden anrichten, entgehen nicht selten dem zeitlichen Richter, bis der Richter über alle sie zur Rechenschaft zieht. Ihm, der da sagt: ‚Die Rache ist mein, ich will vergelten!' sei alles anheim gestellt. Wir haben uns in Ihnen nicht getäuscht. Ists Ihnen angenehm, so bleiben Sie fortan bei uns. Wir haben kein Kind. Mutter, was sagst du dazu?"

Frau K. erhob sich und breitete ihre Arme aus. Im nächsten Augenblick lag Bertha an ihrer Brust. „Unser Kind!" sagte die bewegte Frau, „komm, Vater, segne es." Und Herr K. legte segnend die Hände auf das jugendliche Haupt und sagte: „In Liebe und Treue unser, in Gottes Namen!"

„Und nun, Kindchen, trockne deine Tränen, du hast genug geweint, begrabe deinen Schmerz, du hast genug gelitten und stelle alles in Gottes treue

Hut. Er, der dich wunderbar geführet, wird alles wohl machen."

„Vater, Mutter, Gott vergelts!" entwortete, sich die heißen Tränen trocknend, Bertha. Das sonnige Glück zog wieder ein ins jugendliche Herz.

Hr. K. öffnete das Klavier und bald sang die glückliche Familie:

„Gesegnet sei das Band,
Das uns im Herrn vereint;
Geknüpft von Christi Liebeshand,
Bleibts fest, bis er erscheint.

Vor unsers Vaters Thron
Steigt ernstlich unser Flehn,
In Leid und Freud ein Herz, ein Geist;
So klingts dem Vater schön.

Wir tragen jede Last
Mit Schwergeprüften gern;
Des Mitleids Tränen fließen oft
Vereint vor unserm Herrn.

Und scheiden wir allhier,
So gibts uns tiefen Schmerz,
Doch bleiben wir im Herrn vereint,
Und pilgern himmelwärts."

(J. Fawcett.)

Glückliche Tage.

In der neuen Umgebung blühte Bertha wieder auf. Die Pflegeeltern boten alles auf, ihrem Pflegling alles Bittre, das ihm das Leben zugefügt, vergessen zu machen. Das innige Verhältnis der drei lieben Menschen ließ die Nachbarn vermuten, Bertha sei des Hauses Tochter. In welchem Ansehen die Familie K. stand, zeigte sich besonders Sonntags, wenn sie zur Kirche fuhr und die Einwohner des Städtchens in Scharen durch die Straßen zogen. Der alte Pastor, welchem Herr K. Bertha als Tochter vorstellte, begrüßte dieselbe aufs herzlichste. Als Freund des Hauses wurde er bei einem gelegentlichen Besuche in Berthas Schicksal eingeweiht und er, der Zeuge und Mitwisser vielen Leids in seiner vieljährigen Amtstätigkeit, begegnete derselben mit desto größerer Freundlichkeit. Er ward ihr Freund. Sein durch Umgang mit Leidenden geschärfter Blick hatte bald erkannt, daß ein verborgenes Leid an der Seele der jungen Freundin zehrte. Selbst die sonnigsten Tage im neuen Heim vermochten die heiße Sehnsucht nach dem verlornen Elternhause nicht zu stillen. Und doch wußte sie, daß jeder Versuch, sich demselben zu nähern, an dem starren Sinn des Vaters scheitern würde. Seine einmal gefaßten Ent-

schlüsse trotzten allem, wie der Fels den Meereswogen. Ach! in wie mancher schlaflosen Nacht weilte sie im Geiste bei den Lieben, rufend unter Tränen: „Mutter! Mutter! Vater! mein Vater!“ Feinfühlend wie der Pastor nun war, ließ er sich nichts von seiner Entdeckung merken, suchte aber Bertha mit Zustimmung der Pflegeeltern in der Gemeinde zu beschäftigen und bald war sie ein gern gesehener Gast und Liebling an Krankenbetten und in den Wohnungen der Armen. In der Leidensschule lernt man, was sonst so schwer erlernt wird: „Umgang mit Menschen,“ frei von Eigennutz. Und wenn sie von einem Segensgange heimkam und mit hellem Glanz in den Augen des Tages Erlebnisse erzählte, dann nickten sich stillvergnügt die treuen Hauseltern zu, als wollten sie sich sagen: „Welch köstlicher Schatz ist doch uns geworden!“ Denn daß Bertha durch ihr Liebeswerk nach außen hin der leidenden Pflegemutter zum großen Segen geworden, ahnte sie nicht.

„Sieh, Mütterchen,“ sagte der Vater oft, wenn „das Kind“ ihr Bett aufgesucht hatte, „du hast viele Leidensgenossen, welche noch schwerer zu tragen haben als du.“ Sie wußte auch nicht, daß das Mütterchen mit seligem Lächeln darauf antwortete:

„Ja, Väterchen, und den Engel, der manche Träne trocknet, hast du mir ins Haus gebracht zum Trost

und zur Freude.“ Und beide segneten die Stunde, in der sie „ihr Kind“ gefunden hatten.

Dunkle Wolken.

Gar schnell war ein Jahr des stillen Glückes für unsere Freunde dahin gegangen. Die Liebe hatte die Herzen innigst und eng miteinander verwoben. Das 13. Kapitel im 1. Korintherbriefe, welches so herrlich die Liebe beschreibt, „die alles glaubet, die alles hoffet, die alles duldet,“ wurde hier Wirklichkeit. Mit Anfang des zweiten Jahres stellten sich jedoch trübe Tage und Wochen ein. Wie eine schwere drohende Wolke breitete die Trübsal ihre dunklen Flügel aus über die Wohnung der Glücklichen. „In Hangen und Bangen und schwebender Pein“ verrichtete Bertha unermüdlich die treuesten Samariterdienste. Frau K. konnte das Siechbett nicht mehr verlassen. Alle ärztliche Kunst versagte. Sie konnte der zehrenden und zerstörenden Krankheit keinen Einhalt gebieten.

„Meine Zeit ist gekommen. Der Meister ruft. Sein Wille geschehe! Dir, lieber Mann, sage ich tausendmal Dank für alle Liebesbeweise, mit welchen du mein Leben an deiner Seite zum glücklichen gestaltet hast. Dir, liebes Kind, vergelte Gott alles, was du für mich getan hast. Du warst mir ein

heller Sonnenstrahl in meinen Leidenstagen und eine Quelle des Trostes in meinem Schmerze. Deine Liebe hat uns beide reich und glücklich gemacht. — Gottes Segen bleibe bei Euch!" Mit einem verklärten Lächeln reichte sie beiden die Hände und hauchte sodann in den Armen Berthas ihre müde aber im Herrn selige Seele aus. — „Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost!"

Herr K. trug in christlicher Ergebung seinen tiefen Schmerz. An ihrem Grabe, bei welchem sich eine große Schar Leidtragender eingefunden hatte, um der lieben Entschlafenen den letzten Tribut der Liebe zu zollen, nahm er Abschied mit den Worten: „Auf Wiedersehen in der Heimat droben!"

Bertha, welche den Wunsch geäußert, sich als Krankenpflegerin auszubilden, um der leidenden Menschheit besser dienen zu können, trat bald darnach in ein weit und breit berühmtes Hospital der nahen Großstadt ein. Die Erlaubnis, Sonntags „daheim" zubringen zu dürfen, hatte der Einfluß des Hrn. K. bewirkt. Beide besuchten gemeinsam, wie früher auch, das ihr so lieb gewordene Gotteshaus und die übrigen ihr zu Gebote stehenden Stunden verbrachte sie mit Papa K. in ernster Unterhaltung, der lieben Mutter liebliche Blumen in den Kranz der süßen Erinnerung windend.

Das Geständnis.

In kleinen Städten, wo eins das andre kennt, wird jedes Vorkommnis zu einem Ereignis, welches jedermann beschäftigt. Jeder glaubt sich berufen Richter oder Verteidiger zu sein; ob mit Recht oder Unrecht, wird nicht gefragt. So war an einem der folgenden Sonntage die Einwohnerschaft in großer Aufregung. Nicht nur an den Straßenecken, sondern selbst vor dem Gotteshause übte man Gericht an einem jungen Mädchen, welches genau an der Stelle, wo einst Bertha in ihrer Verzweiflung gestanden, sich mit seinem Leid in den kleinen See gestürzt hatte, um einen Fehltritt zu sühnen. Die Worte des Sünderfreundes: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie“ und die Mahnung des Apostels: „Wer da stehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle,“ standen wohl in der Bibel, nicht aber in den Herzen der Frommen und Unfrommen des Städtchens geschrieben. „Vergebliche Hörer des Worts!“ wo findet man sie nicht?!

Dem treuen Seelenhirten der Gemeinde ging beides, das traurige Ende seiner einst Pflegebefohlenen, sowie das harte Urteil der Menschen zu Herzen. Das letztere zu mildern und es dem zu überlassen, der da

recht richtet, war der Zweck seiner Predigt. Nachdem er den Vorgang, dessen wirkliche Ursache noch der Aufklärung bedurfte, geschildert hatte, fuhr er fort: „Wenn ein verlorner Sohn, der sein Gut mit Prassen umgebracht hat, zum Vaterhause zurückkehrt, wird ihm ein gemästet Kalb geschlachtet, ein großer Empfang bereitet und jedermann entbietet ihm ein freudiges ‚Willkomm!' Merkwürdigerweise liest oder hört man selten von der Rückkehr und dem herzlichen Empfang einer verlornen Tochter, und noch seltener, wenn es ausnahmsweise geschieht, etwas von einem freudigen Entgegenkommen seitens der Verwandten, Freunde und Bekannten. Um eines Fehltrittes willen wird sie gemieden, verstoßen. Herzen und Türen verschließen sich ihr. Anstatt sich zu sagen: Sie ist ‚Bein von unserm Bein und Fleisch von unserm Fleisch,' sie gehört durch die Bande des Blutes und der Liebe trotz alledem uns an, daher wollen wir ihr mit sanftmütigem Geiste zurechthelfen, damit sie die Vergangenheit vergißt und durch ein neues Leben und Streben den Fleck auf ihrem Charakter austilge, kehrt man ihr den Rücken zu, peinigt sie mit Verachtung, und stößt sie hinaus in den Schmutz der Straße. Die verletzte eitle Selbstliebe treibt sie der öffentlichen Schande in die Arme, der falsche Begriff von Ehre drückt ihr das

Schandmal auf die Stirne und die Unbarmherzigkeit dient dem ‚Weißen-Sklavenhandel' in seinem schmachvollen Werk. Und das Traurigste unter der Sonne ist, daß viele derer, welche das ‚Kreuzige! kreuzige!' rufen, im Mantel der Frömmigkeit und der Moralität einher stolzieren und wie Pilatus ihre Hände in Unschuld waschen. Und wen trifft in gar vielen Fällen die Schuld an den Fehltritten der oft unerfahrenen Mädchen? Die verlornen Söhne, welche nach ihrer Rückkehr vom Säuehüten die Gefeierten geworden sind. Es sind verhältnismäßig die wenigsten Mädchen und Frauen, welche aus eignem Antriebe ein Leben der Schande suchen. Und die meisten würden demselben gerne entfliehen, wenn das harte Urteil der Welt sie nicht drückte und verfolgte, bis der Tod sich ihrer erbarmt. Wird der verlorne Sohn mit offnen Armen im Vaterhause aufgenommen, dann ist es grausam und ungerecht, der verlornen Tochter dasselbe verweigern zu wollen. ‚Die Liebe aber decket der Sünden Menge.' Darum: ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Verdammet nicht, auf daß ihr nicht verdammet werdet,' so spricht der Herr, unser Erlöser."

Unter den Streichen der ernsten Predigt senkte sich manches Haupt. In vielen Augen glänzten Tränen. Eine tiefe Bewegung hatte sich aller be-

mächtigt. Stille, in sich gekehrt gingen die Zuhörer nach Hause, schweigend ging Bertha neben Hrn. K. einher. Sie hörte nicht einmal, was er unterwegs sagte. Im Hause angekommen, warf sie sich aufs Sofa, wo sie oft in trauter Unterhaltung mit dem selig entschlafenen Mütterchen gesessen, und aus ihrem gequälten und übervollen Herzen löste sich der Schmerz mit erschütternder Gewalt. „O Vater! mein lieber Vater!" schrie die Weinende bleichen Antlitzes, bebenden Lippens.

Hr. K. war schnell an ihrer Seite.

„Kind, was ist dir? was quält dich?" und legte sanft die zitternde Hand auf das blonde Haupt.

„Komm, Bertha, sprich dich aus. Es lindert deinen Schmerz" und dabei gedachte er der Stunde, wo sie die erste Beichte an gleicher Stelle abgelegt.

„Was auch immer sein mag, fürchte nichts, ich helfe dir," fuhr er fort, als Bertha unter heftigem, herzbrechendem Schluchzen zu ihm aufschaute.

Sobald sie sich wieder etwas in der Gewalt hatte, bat sie: „Setze dich zu mir, lieber Vater und höre. Als ich hier eine zweite Heimat fand, habe ich dir und dem lieben Mütterchen nur ein halbes Geständnis abgelegt. Gott weiß, wie viel ich seitdem gelitten deswegen. Ich war eine Verstoßene. Verstoßen vom eignen Vater, weil er jenem Manne, der mich

unschuldigerweise mit Schimpf und Schande seines Sohnes wegen aus dem Hause trieb, mehr glaubte als mir. Die Geschichte kennst du ja. Und nun höre die andere. Bertha erzählte nun, wie ihr vom Vater damals geschehen und schloß: „Und dennoch konnte ich nicht anders als ihn lieben. Als heute nun unser Pastor so anschaulich wahr und gerecht die Ursache der ins Elend gestoßenen Töchter schilderte, durchlebte ich jene bitterste Stunde meines Lebens wieder mit all ihrem Wehe und Leid und als er ausholte zum Streich auf die eitle Selbstliebe und den falschen Begriff von Ehre, meinte ich, jeden derselben abwehren zu müssen, damit sie das Haupt meines armen Vaters nicht treffen. So, nun weißt du alles. Zeihe mich nicht der Undankbarkeit, weil ich dir das damals verschwiegen. Ich tats aus Kindesliebe. Ich vermochte es nicht, meinen Vater vor andern zu entehren."

Ohne sie zu unterbrechen, hatte Hr. K. die neue und doch schon alte Leidensgeschichte seines Pflegekindes angehört. Sie ging ihm sehr nahe.

„Mein armes, armes Kind!" brach er endlich das Schweigen, „ich will über deinen Vater nicht den Stab brechen, wenn ich auch seine Handlungsweise nicht rechtfertigen kann. Auch der ausgeprägte Gerechtigkeitssinn, den du deinem Vater zuschreibst,

kann zur Ungerechtigkeit werden, wenn die Liebe Jesu Christi nicht das Herz regiert. Beruhige dich. Daß du uns dies damals verschwiegst, hatte auch sein Gutes. Der um dich besorgten Mutter hätte es die Freude an deinem Besitze getrübt, dieser dein Schmerz wäre auch ihr Schmerz geworden. Nun aber sei guten Muts. Ich werde Nachforschungen nach dem Verbleib deiner Lieben anstellen und finde ich deinen Vater, werde ich ihm sagen, welch ein Goldkind er von seiner Schwelle gewiesen und welchen Segen der liebe Gott durch dich unserm Hause hat zuteil werden lassen. So, nun Gott befohlen!"

Vereint.

Wie der Prophet Elias am trocknen Bache Krith, saß ein gebeugter Mann in einem fernen Dorfe im ärmlichen Zimmer. Er wollte sich nicht trösten lassen, so sehr sich seine getreue Lebensgefährtin und Tochter auch um ihn bemühten. Kummer und Sorge hatten sein Antlitz tief durchfurcht und sein Haar gebleicht. Seit dem Augenblick, da er seine Lieblingstochter von der Schwelle gewiesen, war es um seine Ruhe geschehen. Das Unglück heftete sich ihm an die Ferfen. Zwar sträubte sich sein Sinn gegen die Anklagen seines Gewissens und Herzens, seiner Tochter ein Unrecht zugefügt zu haben, allein sein unruhiges Wesen verriet, was der Mund verschwieg. Von Tag zu Tag wurde er härter und strenger gegen seine Schüler und schroffer gegen seinen Umgang. Er merkte es kaum, wie seine Frau darunter litt. In der Gemeinde regte sich bald ein Widerwille gegen ihn und seine Lehrtätigkeit. Derselbe zog immer weitere Kreise. Anstatt einzulenken und ins Gericht mit sich selbst zu gehen, strafte er mit schärfsten Worten das gegen ihn begangene vermeintliche Unrecht.

Nun war in der Schulbehörde und zugleich im

Kirchenrat der Gemeinde ein Mann, wie sie nicht selten in der Freikirche Amerikas zu finden sind. Sein vorlautes und anmaßendes Wesen imponierte einer gewissen Klasse Unzufriedener, welche bisher nicht zur Geltung gekommen waren. Diese setzten es durch, daß der Lehrer seiner Stellung enthoben wurde. Der Pfarrer und die wenigen Getreuen mußten des lieben Friedens wegen sich ins Unvermeidliche schicken. Der so unerwartet Entlassene wurde nun ein verbitterter Mensch. Eine Zeitlang versuchte er mit Musikunterricht sein und der Seinen Brot zu verdienen, allein die Feindschaft raubte ihm auch die gewonnenen Schüler. Ein Gemiedener stand er da.

In einem Dorfe war eine Lehrerstelle frei. In seiner Not bewarb er sich um dieselbe und erhielt sie. Allein er verstand es nicht mehr, sich die Leute geneigt zu machen und bald war er wieder stellenlos. Das nagte an seinem Herzen und verzehrte seine Kräfte. Eines Morgens fand ihn seine Frau, vom Schlage gerührt, bewußtlos in seinem Lehnstuhl. Durch Vermittlung eines deutschen Arztes, welchem die Erlebnisse des Lehrers bekannt waren, gelang seine Ueberführung ins Hospital, in dem Bertha Pflegerin war, gerade zu der Zeit, wo Hr. K. nach seinem Verbleib Nachforschungen anstellen ließ.

„Schwerster Bertha," rief der Arzt beim Eintritt, „ich bringe Ihnen einen Kranken, den ich der sorgfältigsten Pflege empfehle. Vielleicht ist Rettung möglich."

Bertha eilte herbei. Kaum hatte sie einen Blick auf das Antlitz des Kranken geworfen, entfuhr ihren Lippen der Schrei: „Mein Vater!"

„Ihr Vater? Dann brauche ich Ihnen nichts weiteres zu sagen."

Nachdem der Vater bequem gebettet war, benachrichtigte Bertha Hrn. K. und bat ihn, sich ihrer Mutter und Schwester anzunehmen. Sie aber wollte sich ausschließlich der Pflege des lieben Patienten widmen. Hr. K. erfüllte nur zu gerne die Bitte und öffnete den Angehörigen Berthas das Haus zum zeitweiligen Verbleib.

Der Morgen des zweiten Tages brach strahlend herein. Unter heißem Kusse der Tochter öffnete der Vater die Augen. Es war ein irrer Blick. Lange, immer klarer, fester werdend, heftete er sich auf die schlanke Gestalt, die ihm liebreich und hoffnungsfroh zulächelte. Allmählich kehrte das Bewußtsein zurück. Verwunderung sprach aus seinen Augen und dann von tiefem Seufzer begleitet kam zögernd, stammelnd ein Name über seine Lippen, dem sie über zwei Jahre verschlossen geblieben: „Bertha!"

Mit einem weichen Kusse schloß sie seinen Mund, streichelte zart seine Hand und bat: „Ruhig, Papa, lieber Papa! nun wird alles wieder gut!"

„Ja, gut!" erwiderte er und eine heiße Träne netzte die hohle, bleiche Wange.

Von nun an wards täglich besser mit ihm. Fiel ihm auch das Sprechen schwer, die Augen redeten umsomehr. Dankbar für jede Liebkosung, folgte sein Blick glückselig jede ihrer Handlungen. Jede Härte hatte sein Angesicht verloren, sonnige Milde verklärte seine Züge. Die Liebe, die alles überwindet, feierte einen herrlichen Sieg.

Nach drei Wochen konnte er das Hospital verlassen. Auf der einen Seite gelähmt, mußte er sich führen lassen wie ein Kind. Als Hr. K., der treue Freund in der Not, erschien, um ihn nach seiner Wohnung zu bringen, welche fortan die der ganzen Familie sein sollte, legte der Kranke seinen gesunden Arm um seine Bertha und sein Haupt auf ihre Schulter und rief dem Freunde lächelnd unter Tränen zu: „Wiedergefunden!" — „Auf ewig!" antwortete Herr K. — „Gott sei gelobt! Amen!" jubelte

Bertha.

Nachschrift.

Die schönste Gabe, die wir Gott verdanken,
Die herrlicher als alles Wissens Preis,
Sie ist ein Herz, das aus den eignen Schranken
Ins fremde ahnend sich zu finden weiß.

E. Ziel.

Fünf Jahre waren im Fluge dahingeeilt. Bertha hatte sich vermöge ihrer Geschicklichkeit zu einer tüchtigen und vielbegehrten Krankenpflegerin ausgebildet. Ihre herzige Art im Umgang mit den Kranken hatte sie zum Liebling derselben gemacht. Im Bekanntenkreise nannte man sie „Die Glückliche".

„Bertha, hier ist eine Depesche. Bitte, machen Sie sich reisefertig," mit diesen Worten überreichte ihr der Superintendent des Hospitals den gelben Streifen. Und sie las: „Schicken Sie die beste und zuverlässigste Krankenpflegerin sofort. Der Fabrikbesitzer W. in . . . bedarf derselben." Unterzeichnet war sie vom Arzt des Orts. Bertha erbleichte. Schon wollte sie sich entschuldigen, aber da kamen ihr die Worte des Heilandes in den Sinn: „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch

hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel" und kurz entschlossen antwortete sie: „Ich werde gehen."

Und wieder, wie vor fast acht Jahren, bestieg Bertha zu früher Morgenstunde den Zug mit gleichem Ziel. Damals eine in der Schule des Lebens Unerfahrene, jetzt eine durch Leiden Erprobte. Sie durchlebte, still vor sich hin sinnend, nochmals die vergangenen Jahre seit ihrem Auszug aus dem Elternhaus und sie mußte dem Schriftworte zustimmen: „Solches geschiehet auch vom Herrn Zebaoth; denn sein Rat ist wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus."

Der Arzt, von ihrem Kommen unterrichtet, empfing sie am Bahnhof. Auf dem Wege zum Kranken erzählte er ihr die Ursache des Leidens ihres neuen Pflegebefohlenen.

„Es ist eine traurige aber selbstverschuldete Geschichte, welche ich Ihnen in Kürze erzählen will. Herr W. dachte immer nur an sich und das hat sich schwer gerächt. Seine schlecht bezahlten Arbeiter in den Fabriken verlangten eine Aufbesserung ihres Lohnes. Er wies sie schroff ab. Auf Unterhandlungen ließ er sich nicht ein. Es kam zu einem Streik. Alle standen aus. Nochmals suchten sie

um Gehör nach. Er aber, aus Furcht, sie könnten sein Eigentum angreifen, stellte unter Aufsicht des Scheriffs bewaffnete Wächter an. Die Ausständigen hatten Wachtposten ausgestellt, um, wie es hieß, angeworbene Streikbrecher fern zu halten. Zwischen beiden Parteien kam es, man weiß nicht recht wie, zum Handgemenge, wobei seitens der Scheriffsmannschaft von den Schießwaffen Gebrauch gemacht wurde. Gerade als Herr W. aus seiner Geschäftsstube trat, fielen einige Schüsse und ein Fabrikarbeiter stürzte blutüberströmt vor seinen Augen nieder. Seinen Herrn erblickend, stieß er schwere Verwünschungen gegen ihn aus, wandte ihm das bleiche Antlitz voll zu und starb unter schweren Zuckungen des Körpers, ehe Herrn W. sich wenden konnte. Durch eine Hinterpforte, begleitet von einigen Schutzleuten, gelang es ihm, zu entfliehen und seinem Hause zuzueilen. Leider wurde seine Flucht bemerkt. Und nicht lange währte es, da zog der ausständische Haufe ihm nach. Unter Johlen und Verwünschungen umzogen sie das Haus. Frau W., welche schon seit Jahren an einem Herzfehler litt, erschrak derart, daß ein Herzschlag sofort ihr Ende herbeiführte. Er, schreckensbleich, hielt sie noch in den Armen, als draußen sein Erscheinen energisch gefordert wurde. In seiner Aufregung

trat er, die so jäh aus dem Leben Gerissene vor sich hertragend, aus der Tür und mit bebender Stimme rief er: „Leute, schauet her! Opfer für Opfer!“ Der Anblick genügte. Still und gebeugten Hauptes zogen die Arbeiter ihres Weges.

Herr W. erlitt eine Nervenerschütterung, welche aller ärztlichen Kunst spottet. Teilnahmslos steht er allem gegenüber. Seit Wochen scheint jede Muskel der Kraft beraubt. Bei seinem Alter ist wenig zu hoffen. Gute Pflege ist das einzige, was ihn noch eine Zeitlang erhalten kann. Sie werden, wenn immer nötig, sonstige Verhaltungsmaßregeln von mir erhalten. So! hier ist das Haus. Bitte, treten Sie ein!“

Schweigend hatte Bertha den Bericht vernommen. Der Wehmutsbecher, der ihr einst an dieser Stelle an die Lippen gepreßt worden war, war vergessen. Tiefes Mitleid erfüllte ihr Herz, als sie an das Bett des aller Kraft Beraubten trat. Der Sorge, erkannt zu werden, schien sie überhoben. Er schaute sie kaum an und ließ mit sich machen, was zu seiner Bequemlichkeit erforderlich war. Nie sprach er einen Wunsch, noch ein Dankwort aus. So wie am ersten Tage, war es in den folgenden zwei Wochen. Es war am Sonntag der dritten Woche, als sie, meinend er schlafe, lange mit gefalteten

Händen vor dem Bilde stand, welches seiner Lagerstätte gegenüber an der Wand hing; es war das der von ihr hochverehrten Frau W. Plötzlich vernahm sie ein unterdrücktes Seufzen. Sich umwendend sah sie die Augen des Kranken starr auf sich gerichtet.

„Sie sind es also doch!" flüsterte er, ihr errötendes Antlitz schauend.

„Ich bin es."

„Und haben vergeben?"

„Ja und auch vergessen."

„Ich danke Ihnen!"

Von da an begrüßte er sie, wenn sie ins Zimmer trat, mit leichtem Kopfnicken und jede Handreichung belohnte er mit einem leisen Dankwort. Sonst sprach er nichts. Er wurde zusehends schwächer.

In der vierten Woche kam ein Brief. Er trug den Poststempel Paris. Er war vom Sohne. Seit Jahren das erste Lebenszeichen.

„Bitte, lesen Sie. Ich kann nicht mehr," hauchte er.

Zögernd öffnete sie den Brief. Ihr Herz pochte, als sie die bekannten Schriftzüge sah.

„Bitte, lesen!" bat der Kranke, der das Zittern ihrer Hand bemerkt hatte. Sie las:

„Lieber Vater!

Gestatte, daß ich Dich nochmals so nenne. Es wird dies das letzte Mal sein. Deinem Gebote gehorchend bin ich vor nun fast acht Jahren auf Reisen gegangen, um, wie Du es nanntest, von meiner Jugendtorheit geheilt zu werden. Ich habe es redlich versucht. Habe alle Genüsse des Lebens durchgekostet und suchte Vergessenheit mit dem reichlich zugemessenen Gelde zu erkaufen, wo und wie? darüber will ich schweigen. Nun bin ich mit meiner Kraft zu Ende, aber Heilung habe ich nicht gefunden. Ich habe mich Deinem Willen gefügt. Ich, dem Grabe nahe, vergebe Dir, weil ich die Ueberzeugung im Herzen trage, Du habest nach Deinem Dafürhalten mein Bestes gewollt. Ich komme nun, von Dir Abschied nehmend, mit einer letzten Bitte, welche Du mir nicht verweigern wirst. Ich, dein einziger Erbe, flehe Dich an, forsche mit allem Eifer nach dem Verbleib meiner einstigen und einzigen Geliebten, welche um meinetwillen in unserm Hause mit Schmach belohnt wurde. Hätte ich ihren Vorstellungen Gehör geliehen, wäre ihr das erfahrene Unrecht erspart geblieben. Bitte sie in meinem Namen um Verzeihung und laß sie als erbberechtigt an meine Stelle treten. Es ist das ge-

ringste und das einzigste, was ich noch für sie zu tun vermag. Eine schwache Sühne nur. Auch Dir wird sie zum Segen gereichen. Nun, lebe wohl! Mein Arzt wird Dir die Bescheinigung über mein Ableben in Kürze zustellen. Meine letzten Gedanken gelten Dir und Bertha.

Dein unglücklicher Sohn

Wilbert."

Stockend, schluchzend hatte Bertha den Brief zu Ende gelesen. Mit keiner Muskel zuckend hatte der Vater den letzten Gruß mit der letzten Bitte vernommen.

Sie reichte ihm das Schreiben.

„Behalte es als Dein Vermächtnis," hauchte er. Dann: „Komm her!" Sie trat dicht an ihn heran. Er zog sie zu sich nieder, küßte sie auf die Stirne und flüsterte: „Meine Erbin."

Keines Wortes mächtig, wehrte sie ab.

„Schicke nach dem Arzt."

Der Arzt kam. Bald wurde das Telephon in Bewegung gesetzt und nach kaum einer halben Stunde trat ein Rechtsanwalt mit noch einigen Herren ins Krankenzimmer. Bertha wurde vorläufig entlassen.

Nach zwei Tagen schloß, ohne ein weiteres Wort gesprochen zu haben, Herr W. die Augen zum letzten Schlummer.

* * *

Nicht weit von dem Hause, wo Bertha ihr erstes schweres Leid erfahren hat, erhebt sich heute ein stattlicher Bau, ein Hospital. Die Leiterin desselben ist unsere Freundin, von der wir hiermit Abschied nehmen. Möge der liebe Gott ihrs noch lange vergönnen, ein Engel aller Leidenden zu sein, welche hier unentgeltlich Genesung und Hilfe suchen.

„So führst Du doch recht selig, Herr, die Deinen,
Ja selig und doch meistens wunderlich!
Wie könntest Du es böse mit uns meinen,
Da Deine Treu nicht kann verleugnen sich?
Die Wege sind oft krumm und doch gerad,
Darauf Du läß'st die Kinder zu Dir gehn,
Da pflegt es wunderseltsam auszusehn;
Doch triumphiert zuletzt Dein hoher Rat.

Du kennst, o Vater, wohl das schwache Wesen,
Die Ohnmacht und der Sinnen Unverstand;
Man kann uns fast an unsrer Stirne lesen,
Wie es um schwache Kinder sei bewandt.
Drum greifst Du zu und hälst und trägest sie,
Brauchst Vaterrecht und zeigest Muttertreu,
Wo niemand meint, daß etwas Deine sei,
Da hegst Du selbst Dein Schäflein je und je.

Die Liebe ist die größeste unter ihnen.

Die Liebe suchet nicht das Ihre—
Sie verträgt alles, sie glaubt alles,
Sie hoffet alles, sie duldet alles.

1. Kor. 13, 5 u. 7.

Von

Paul Wienand.

I. Teil.

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten quillt.

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie tief er stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt.

Hab Achtung vor dem Menschenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht die, ein Sehnen stillt!

Friedrich Hebbel.

Einleitung.

Seit etwa fünf Jahren stand ein alter Zeitungshändler vor seiner Bude bei Frost und Hitze, Regen und Sonnenschein, seine großstädtischen Kunden mit einer Zuvorkommenheit bedienend, die etwas Rührendes an sich hatte. Sein von langem Silberhaar und Bart unrahmtes Antlitz barg ein paar treuherzige Augen, die mehr verrieten als seine wenigen Worte, welche er mit seinen „keine-Zeit"-habenden Kunden wechselte. Er kannte die Grundsätze des Zeitgeistes: „Zeit ist Geld" und „schnelle Bedienung dient dem Erwerb" und richtete sich darnach. Er kannte seine Kunden und sie ihn, d. h. insoweit man einen Zeitungshändler zu kennen wünschte, denn nichts anderes war er ihnen. Er gehörte ja zu einer Menschenklasse, welche, weil man ihrer bedarf, zuzeiten sehr angenehm ist, im übrigen aber nicht zu existieren brauchte.

Ich gehörte zu seinen „gelegentlichen Kunden", d. h. zu denen, die, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, bei ihm „vorsprachen". Auch meine Zeit hatte Flügel und sie erlaubte mir selten mehr als einige freundliche Worte an den mir sehr sympati-

schen Alten zu richten. Schon von weitem grüßte er mich, wenn er mich in der dahinwogenden Menschenmenge erblickte. Das Gefühl, „er erwartet dich," zog mich oft mächtig hin zu ihm, auch wenn ich nicht „Zeitungsbedürftig" war, oder waren es seine lieben Augen, die sich bei solchen Gelegenheiten in die meinen senkten, als hätten sie mir etwas Besonderes zu sagen, dir mir oft vorkamen, so grundlos wie ein tiefer See, in dem viel Leids verborgen lag? Erklären konnte ich mir dies Gefühl nicht, aber eine Ahnung sagte mir: Der Mann hat eine Geschichte, die er vorsichtig hütet. In dem Zeitungshändler steckt noch jemand, der sich nicht zu erkennen geben will. Vielleicht ein Unglücklicher, der sich hieher geflüchtet, um unerkannt in dem Gewühle der Großstadt mit seinem Elend, wenn nicht anders, zu sterben und zu verderben. Diese Gedanken verfolgten mich und doch hatte ich kein Recht, sie bei ihm mit anderen auszutauschen. Ein weiteres fiel mir auf: Bei unserm gelegentlichen Wortaustausch schweiften seine Blicke oft über die Straße und blieben für Augenblicke liebend und mitleidsweh auf einem jungen Manne haften, der entweder auf dem harten Pflaster hockte oder an dem Eingang eines dortigen Gebäudes lehnte, wie geistesabwesend, traumverloren, immer auf einen Punkt schauend. Ein „Geistesschwa-

cher," das ist alles, was die meisten Vorübergehenden von ihm wußten. Was ging er sie an? Jeder hat ja heutzutage genug mit sich selbst zu tun. Großstädtische Gesinnung. Ist man gerade bei Stimmung und hat man einen Cent lose in der Tasche, dann, — aber schnell, — ihn dem Aermsten zuwerfen und weiter! weiter! Und er nahm das Zugeworfene an, ohne Dank, ohne seinen Blick zu erheben. Es wartete auch selten einer darauf. Keine Zeit! eine herzlose Zeit! Daß die beiden „hüben und drüben" ein engeres, ja inniges Band mit einander verknüpfte, der Gedanke ist mir nie gekommen. Und doch wars der Fall.

Eines Tages waren beide verschwunden. Ein Schutzmann antwortete mir kurz und barsch auf meine Frage nach deren Verbleib: „Ich weiß nicht! Hab Wichtigeres zu tun!" Ich schaute ihn fest an und lächelte; nun ward er grob. Stand dies als sein gutes Vorrecht nun auch nicht in den Polizeiregeln, ich habs ihm schmunzelnd zugestanden. Der Gescheitere gibt bekanntlich nach. „Verschwunden!" philosophierte ich still für mich hin. Schade! Mir fehlte der Alte. Aber — weiter! weiter! Andere Dinge nahmen mich in Anspruch. Ich hatte eine Reise vor mir.

Mein Reisegefährte.

Zwei Tage später. Im Straßenbahnwagen mir gegenüber saß ein ältlicher Herr mit bartlosem Gesicht und kurzgeschnittenem Haar. Sein schwarzer tadelloser Anzug und seine weiße Halsbinde ließ mich einen Geistlichen in ihm vermuten. Er schien mir fremd und doch nicht fremd. Seine so eigenartig sprechenden Augen ruhten wie fragend auf mir. Wohl einer von den vielen, welche man sieht und doch nicht sieht im Stadtgewirr, sagte ich mir, nahm ein Buch in die Hand und wollte lesen. Kaum hatte mein Nebenmann seinen Sitz verlassen, kam auch schon der Unbekannte herüber und mit einem:

„Sie erlauben wohl?“ setzte er sich neben mich. Ich nickte ihm meine Zustimmung und las weiter.

„Habe ich mich denn so schrecklich verändert, daß Sie mich nicht erkennen?“ fragte er.

„Ich bin ein schlechter Rätsellöser, mein Herr. Wollen Sie mir einen Gefallen tun, stellen Sie sich vor, bitte.

Ein weiches Lächeln huschte über sein Angesicht. Dann sagte er: „Ich war der alte Zeitungsverkäufer.“

Erstaunt musterte ich ihn nun von Kopf bis zu Fuß und entgegnete freudigen Tones: „Die reinste Schafschur. Und in diesem ‚demaskierten Zustande' sind Sie nun . . .?"

„Ein Kollege von Ihnen, Herr W."

„Sie scherzen wohl?"

„Jetzt nicht. Das war einmal," versetzte er ernsten Blickes.

„Woher kennen Sie meinen Namen? ich habe ihn nie aus Ihrem Munde gehört," fragte ich etwas verwundert.

„Ein Bild in der Zeitung und darunter die Besprechung eines Ihrer Bücher hat ihn mir verraten. Ich sehe, Sie sind auf einer Reise begriffen; darf ich fragen: „Wohin?"

Ich nannte den Ort.

„Das trifft sich herrlich," sagte er. „Ich reise nach B., das liegt an derselben Bahn. Da hätten wir ja einen ganzen Tag vor uns und wenn Ihnen angenehm, können wir uns des Angenehmen und Nützlichen viel erzählen. Etwas wie Neugierde habe ich schon längst in Ihren Augen gelesen. Stimmts?"

„Es stimmt. Aber hüten Sie sich, ich beute Sie aus, wie ein Bergmann einen alten Schacht. Hinter Ihnen steckt etwas und das muß ans Tageslicht."

„Ich wags! Wer sich in Gefahr begibt, muß gewärtig sein, daß eine Geschichte draus wird. Aber ob sie Ihnen gefallen wird, ist eine andere Frage."

„Und ob! mich interessiert alles Menschliche; obs jauchzt wie eine Geige, oder schluchzt wie eine Flöte. Sehen Sie dort? unser Zug steht bereit und nun flugs hinein! Hab wohl warten gelernt, verzichte aber gerne auf die Kunst, „wenn das Gute mir so nah."

Bald saßen wir bequem, d. h. so gut, wie es in einem Eisenbahnwagen möglich ist. Vor uns saßen etliche Herren, welche dem Kartenspiele huldigten.

Mein Reisegefährte begann: „Sehen Sie, allerwärts das Gleiche, im Spiel wie im Leben. Der eine gewinnt, der andere verliert."

„Wäre es das nicht, dann hätte das Leben wie das Spiel wenig Reiz. Die Aussicht auf Gewinn spornt die Kräfte an."

„Mag sein, aber Verlierer zu sein ist nicht angenehm," entgegnete er.

„Wohl wahr, aber die Hoffnung, doch noch gewinnen zu können, gibt Mut zu neuen Versuchen."

„Aber wenn immer und immer wieder die Hoffnung unerfüllt und die Versuche vergeblich sind, bleibt die Verzweiflung nicht aus. Mancher fährt

trotz aller Versuche dahin, ohne daß ihm je eine Frucht derselben in den Schoß fällt. ‚Kinder der Not' sind und bleiben sie, von denen der Dichter wohl nicht mit Unrecht sagt:

‚Der Arme hat, er sei auch, wer er mag,
Sein erstes Glück an seinem letzten Tag.'

Kann man es ihnen verdenken, wenn sie mit Hiob klagen: ‚Der Tag müßte verloren sein, darinnen ich geboren bin'?"

„Mein Lieber," antwortete ich, „hat Ihnen selbsterfahrene Not diese Worte eingegeben? Wenn dies der Fall, gestehen Sie es nur, dann haben Sie auch sicher eine Hilfe erfahren, welche Ihnen den drückenden Alp, den die Not erzeugt, vom Herzen genommen hat, dieselbe Hilfe, welche aus dem klagenden einen glücklichen Hiob gemacht."

„Und doch legt sich die Not wie ein eiserner Ring um viele und zwingt sie in den Staub," antwortete er, meine Frage umgehend.

„Doch nur den Kleingläubigen und Schwachen. Der Starke im Glauben und Geist ringt schweigend weiter und traut dem Lenker der Geschicke. Sein Vertrauen ist ihm die Poesie in der Prosa des Lebens, ist ihm der Quell zu neuer Kraft. Von Kampf zu Kampf gedrängt, wird er kampfgeübt. Er rech-

net mit Enttäuschungen und hofft auf den Sieg. Er streckt die Waffe nicht, bis sein Meister ihn abruft und dann erst legt er sie nieder mit dem frohen Bewußtsein, sein Möglichstes versucht, seine Pflicht mit bestem Wissen und Gewissen getan zu haben. Wohl oft unterlegen, aber nie besiegt von dem Widerwärtigen des Lebens geht er hinüber ins Land der ewigen Ruhe als Mann, als Christ, worüber ihn manch hiesiges Sonnenkind dermaleinst beneiden wird. Es bleibt dabei:

Der Mensch soll treten in die Welt,
Als wäre sie sein Haus,
Man geht nicht in die Schlacht als Held,
Man kommt als Held heraus."

„Ich danke Ihnen, lieber Freund;" sagte er, „und jetzt will ich Ihre Frage beantworten. Ich habe sie nicht überhört. Ja, ich habe die Hilfe erfahren, welche aus mir, dem oft Enttäuschten, schwer Heimgesuchten, einen glücklichen alten Hiob gemacht hat, obgleich am Irdischen ich heute ärmer bin als je zuvor. Ich habe einen bessern Reichtum herausgerettet aus dem Elend des Lebens als vergängliches Gut. Sie haben recht, der Starke im Glauben und Geist mag wohl seine Stunde haben wo er mit jenen Genezaretschiffern ruft: „Herr, hilf, wir verder-

ben!“ aber verloren gibt er sich darum nicht. Sein Glaube läßt ihn nicht sinken. Gott sei Dank!“

„Das freut mich von Herzen. Jetzt dürfte ich aber wohl die Geschichte hören?“

„Sogleich. Will nur zuerst bekennen, daß ich Sie mit diesem Gespräch ein wenig auf den Zahn fühlen wollte, ob es ratsam, Ihnen das, was dreißig Jahre lang ein Geheimnis meines Herzens gewesen, ohne mißverstanden zu werden, anzuvertrauen. Das Alter macht vorsichtig. Ich bin überzeugt, Sie verstehen mich. Nun denn in Gottes Namen!“

Die Geschichte.

„Vor dreißig und einigen Jahren wurde ich," erzählte mein Reisegefährte, „ein von seinem Berufe begeisterter, unverheirateter Mann, an eine kleine Gemeinde berufen. Der kärgliche Gehalt genügte meinen bescheidenen Bedürfnissen. Meine Mutter, welche Meisterin in der Sparsamkeit war, führte den Haushalt. In der Umgegend des Städtchens hatten sich eine Anzahl Familien angesiedelt, welche die Schrecknisse des deutsch-französischen Krieges 1870—71 geschmeckt. Die meisten davon hatten dem Vaterlande Opfer gebracht, welche ein Grabhügel irgendwo im Feindesland deckt. Der große Sieg über Deutschlands Erbfeind hatte es nicht vermocht, die geschlagenen Herzenswunden zu heilen. Dem Deutschen fällt es schwer, das, was er lieb gehabt, zu vergessen. Die Gräber und Grüfte, welche die Gebeine seiner Lieben umschließen, bleiben ihm ein Stück Heiligtum. Sein Herz weilt gerne dort im liebenden Gedenken. Deutsche Art! „Wo mögen sie ruhen? Ach könnten wir ihre Gräber schmücken!" Solche und ähnliche Ausrufe aus schmerzerfüllten, treuen Mutterherzen vernahm ich nicht selten. Das ungestillte Weh wob ein goldenes

Band um die Herzen der so schwer Betroffenen und vereinigte sie in innigster Freundschaft. Und in Gottes Hand diente dies Weh zu ihrem Heile. Als Trostspender, als Freund nahte ich mich ihnen nicht vergebens. Sie schlossen sich der Gemeinde an, welche durch diesen Zuwuchs bald zur blühendsten im Städtchen gehörte.

Ich zählte bei meinem Antritt der Jahre dreißig. Außer diesen und einigen Büchern, brachte ich noch die ungeteilte Liebe für meinen Herrn und seine Sache mit ins Amt. „Nichts soll mich scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu" hieß bei mir damals, daß ich unverheiratet bleiben wollte, um meine ganze Kraft und Liebe dem Dienste Gottes weihen zu können. An leisen Winken für Gründung eines Hausstandes fehlte es nicht. Mein Ohr und Herz blieb ihnen gegenüber taub — ein Jahr, zwei Jahre. „Keiner entgeht seinem Schicksale," soll der greise Kaiser Wilhelm I. nach dem Kriege seinem Bismarck zugerufen haben und er erhob ihn in den Fürstenstand. Auch mir wob das Schicksal aus feinen Fäden ein Netz, ohne mich zuerst um meine Meinung zu fragen. Ein Liebesnetz wars und es spann und spann mit unsichtbaren Händen noch ein anderes Herz hinein, das einer lieblichen jungen Lebensblüte, sittsam, keusch, beschei-

den und fromm. Freilich nicht das oder die Herzen, welche „mitleidige Seelen" in leidiger Fürsorge für mich bereits auf Lager hatten. Kurz und gut, sie mit ihren siebzehn Lenzen und ich mit meinen zweiunddreißig Sommern fühlten uns mächtig zu einander hingezogen. Hüteten wir auch unsere Lippen, so sprachen doch unsere Herzen um so lauter. Ein seliges Hoffen und Bangen war die Frucht dieser wortlosen, der Welt verborgenen Liebe. Eine gewisse Scheu schloß mir den Mund. Der Altersunterschied einerseits, meine Armut andererseits erhoben ihre warnenden Stimmen. Ich sagte mir: Zeit gewonnen, alles gewonnen! Ein altes Sprichwort, aber es hält nicht immer, was es verspricht. Vorläufig gebot mir die Weisheit zu warten, bis die Gemeinde soweit erstarkt, daß sie mir ein sorgenfreieres Dasein bieten konnte. Denn das war mir klar: ein mit Nahrungssorgen kämpfender Prediger gleicht dem Vogel, dem ein Fittig unterbunden ist. Sein Flug ist gehemmt. Daß manche Gemeinden dies nicht zu begreifen scheinen, ist zu ihrer Schande, gelinde gesagt, bedauerlich.

Noch ehe ein weiteres Jahr vergangen, kams über uns beide wie ein plötzliches Ungewitter, welches im Nu die schönsten Blüten unbarmherzig zer-

stört. Der Vater des Mädchens war es, der zu mir kam mit dem Gesuch:

„Herr Pfarrer, können Sie am Sonntag eine Trauung in meinem Hause vollziehen?“

„Gewiß,“ antwortete ich, „wer sind die Glücklichen?“

„Herr S. und meine Tochter Else.“

Wie vom Schlage gerührt traf mich diese Kunde. Sprachlos, wie geistesabwesend schaute ich den Brautvater an. Nach längerem Zögern kam es über meine bleichen Lippen:

„Sie sehen mich überrascht. Bitte, erzählen Sie mir, wie das so schnell gekommen ist.“

„Nun, Sie kennen ja den Herrn S. Er hat eine eigne Farm und nebenbei, wie er behauptet, noch einige Barmittel. Er ist also eine annehmbare Partie für meine Tochter. Ich weigerte mich daher nicht, als er heute um die Hand derselben bei mir anhielt. Mein Kind wird bei ihm gut versorgt sein.“

„Und was sagt Ihre Tochter dazu?“ fragte ich mit stockender Stimme.

„Sie sträubt sich dagegen mit aller Gewalt und vielen Tränen. Aber sie ist ein töricht Kind und

weiß nicht, was sie will. Helfen wirds ihr nichts. Ich bin Vater und sie hat Gehorsam zu leisten nach dem Gebote Gottes."

„Und das Herz Ihrer Tochter, hat es nicht auch ein gutes Recht? Das Glück zweier Menschen ist doch keine Geld-, sondern Herzenssache!" entgegnete ich.

„Lieber Pfarrer, im Ehestand regiert der Verstand, wo der nicht das erste Wort spricht, gibts kein Glück, d. h. kein Fortkommen. Was man Liebe nennt, das kommt schon nach. Bei mir und meiner Frau war es just so und wir haben es nie bereut, daß wir zusammengekommen sind. Zudem ists in unserm Kreise so gebräuchlich: Die Eltern geben den Ausschlag."

„Aber: ‚Irren ist menschlich', wie nun, wenn die Ehe anders ausschlägt, als Sie sichs denken? Wer hat den Schaden davon? Doch wohl Ihre Tochter. Gebietet die Vorsicht nicht, ihr etwas Zeit zu lassen, damit sie mit sich ins klare kommt? Geben Sie ihr Gelegenheit, nach den Worten des Dichters zu handeln:

‚Es prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.' "

„Dichter sind Hungerleider," antwortete er sehr

ungehalten, „deren Rat kann nimmer nützen. Gute Gelegenheiten muß man beim Schopf fassen, und Herr S. ist keiner von denen, welche die Sachen auf die lange Bank schieben. Länger will er nicht warten und — abgemacht ist abgemacht! Fast wills mir scheinen, als ob Sie gegen meine Vaterrechte oder gegen Herrn S. Einspruch erheben wollen. Welche Ursache haben Sie dazu?“

„Gegen Ihre Vaterrechte spreche ich nicht,“ erwiderte ich, als ich mich machtlos gegen die Hartnäckigkeit des einmal gefaßten Entschlusses sah, „aber der Charakter des Herrn S. gibt keine Bürgschaft für das Glück Ihres Kindes. Der Mann nennt sich selbst ein Heide. Lustige Gesellschaft, Kartenspiel und Trinkgelage sind „seine Kirche“, wie er sich rühmt. Das ist stadtbekannt —“

„Auch das weiß ich,“ fiel er mir ins Wort, „aber ich weiß auch, daß eine verständige Frau aus einem Lustikus einen vernünftigen Ehemann machen kann, wenn sie es recht anzufassen versteht. Meine selige Frau hats verstanden und das vererbt sich. Am Sonntag abend 8 Uhr ist die Trauung. Alles andre überlasse ich der Zukunft. Von unserer Unterredung aber lassen Sie sich nichts merken. Es wäre zu Ihrem Schaden. Und nun: Auf Wiedersehen am Sonntag!“

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was ich in den wenigen Tagen und Nächten gelitten und wie ich gewünscht, der Sonntag möge nie kommen. Und wenn ich meine Schwäche, die es nicht zuließ, dem Manne einen Blick in mein Herz tun zu lassen, auch aufs schärfste verurteilte, meine Armut an irdischem Gut stellte sich nichts destoweniger breitspurig vor mich hin, grinste mich hohnlächelnd an und schrie mir ins Angesicht: „Hungerleider du, was willst du ihr bieten?! Geld, nur Geld kann sie dir dem hartherzigen Vater abkaufen. Füge dich! Das Schicksal spricht! Wenn dir Stelle und Brot lieb ist —.“ Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding! Ich habs erfahren in jenen Stunden. Nachdem der innere Sturm niedergekämpft, blickte ich auf gen Himmel und flehte: „Herr, wie du willst! nur gib Kraft! Reiß mir das zweischneidige Schwert aus dem Herzen, damit ich genese!“

Der Sonntag war da. Still, unheimlich still wars in mir und um mich. So still, als habe der Schlaf sich am hellen Tage über mich und über die Natur gesenkt. Als ob die Natur, es war im Frühling, mit lachendem, rosigem Munde schliefe. Und durch diese schlafende im Frühlingstraume sich wiegende Natur schritt ich in der Dämmerstunde nach dem zwei Meilen entfernten Hochzeitshause

wie ein Nachtwandler — ja, wie ein leidvoll Trauernder hinter einem Leichenwagen, während es ringsum wie von Totenkränzen duftete. Inbrünstig aber flehte ich: „Vater, laß mich stark sein! Wende alles zum besten!“

Der Ausspruch des großen Schleiermachers: „Gefühle täuschen“, mag in manchen, nicht aber in allen Fällen seine Richtigkeit haben. Daß sie auch und nicht selten, wie mit prophetischem Blicke die Zukunft ergründen und vor dem Erschauten erschauern, wie die Seele eines Kindleins vor einem schaurigen Bilde, wird Ihnen im Laufe der Erzählung klar werden. Nachdem aber, was Sie soweit gehört haben, werden Sie wohl bei sich denken: „Und das will ein Diener des Höchsten, ein Prediger sein?!“

„Prediger sind auch Menschen,“ warf ich ein, „andernfalls wären sie wohl keine Prediger. Wer mehr erwartet, muß sich gedulden, bis ihnen Flügel gewachsen sind. Weil aber an keinem Geschöpfe außer an Gänsen und Enten, so viel herumgerupft wird, wie an den Predigern, werden sie wohl bis in alle Ewigkeit warten müssen.“

„Sagen Sie das nicht zu laut“ lachte er, „es könnte hier irgendwo ein erlauchtes Kirchenglied

sitzen, dem Sie mal in die Arme laufen. Für dergleichen „ungeistliche Reden“ haben gewisse Herren ein nie versagendes Gedächtnis.“

„Ich kenne das, und weiß, wie gerade diese Kupfer der Wahrheit feind sind, und eben darum — Punktum! Nun weiter!“ —

Die Hochzeit.

Schallendes Gelächter und lautes Stimmengewirr klang mir von weitem schon entgegen. In dem Hause, wo sonst ein ruhiger Geist schaltete und waltete, waren Geister eingezogen, welche dem hohen, hehren Geist von oben fremd. In China herrscht der Glaube, daß, wo abends Trommel- und Trompetenschall ertönt, die bösen Geister angelockt werden. Der Lärm aber in dem hellerleuchteten Hause schien ganz dazu angetan, Engel und himmlische Geister in die Flucht zu schlagen. Mit zuckendem, wehmütigem Herzen trat ich ins Haus. Der Lärm verstummte; doch aber nur auf einige Augenblicke. Schnell musterte ich die Anwesenden. Sie waren in zwei Gruppen geteilt. Die eine schien zu fragen: „Was will das werden?“ Die andere, welche bereits andrenorts eine Vorfeier gehalten, den Bräutigam in der Mitte, schien zu sagen: „Wir werdens euch bald zeigen.“

Kaum vom Brautvater erspäht, trat er auf mich zu und zeigte auf ein Nebenzimmer, sagend: „Else ist da drinnen, sie sieht aus wie eine Leichenbitterin. Bitte, setzen Sie ihr den Kopf zurecht. Es muß sein!“ „Wie eine Nachtwandlerin schleicht sie ein-

her," setzte eine Jugendfreundin hinzu. Einer den Kopf zurecht zu setzen, der das Herz zum Tode krank ist, spottet aller Menschenkunst; es noch dazu von einem zu verlangen, dem selbst ein blutendes Herz im Busen schlägt, geht über alles Vermögen. Unserm Stande mutet man ja auch das Unmöglichste zu. Vor solcher Erfahrung möge Sie der gütige Gott bewahren. Und doch, sie noch einmal und zwar allein zu sehen und zu sprechen, ehe sie wie ein Schaf zur Schlachtbank geführt ward, war mir ein angenehmer Gedanke. Galt es doch zugleich Abschied nehmen vom süßesten Traum meines Lebens. Ich fühlte dabei die Wucht der R. Burn'schen Worte:

"Had we never loved so kindly,
Had we never loved so blindly,
Never met or never parted
We had ne'er been broken hearted."

Schon hatte ich die Tür in der Hand, da trat rasch der Bräutigam an mich heran mit dem Verlangen, es kurz und gut zu machen. „Wir, die Gottlosen, haben noch etwas anderes zu tun als fromme Reden und lange Gebete zu hören," setzte er spöttelnd hinzu. Eine scharfe, ihm gebührende Antwort hatte ich bereits auf der Zunge, doch ich bemeisterte mich um derentwillen, die sich im

Schmerz verzehrte und antwortete ruhig: „Mein Herr, ich bedaure Sie.“ Frech entgegnete er: „Was ist da zu bedauern? Wäre es nicht für die Gottlosen, könnten die Pfarrer Steine klopfen,“ und laut lachend kehrte er mir den Rücken.

Leise trat ich in das mir bezeichnete Gemach. In einer Ecke gekauert saß die Braut blaßen Antlitzes, blutleeren Lippen, stieren Blickes da; der Myrthenkranz lag zu ihren Füßen. Die wenigen Tage hatten diese lebensfrische Blüte in eine welkende Blume verwandelt. Sanft legte ich meine Hand auf ihren blonden Scheitel. Sie regte sich nicht. „Else,“ bat ich leise, aufs tiefste ergriffen. Nun hob sie ihr Haupt; müde, schwer, brennend, fragend, bittend senkten sich ihre Augen in die meinen. Wie eine Ertrinkende streckte sie mir die krampfhaft ineinander geschlungenen Hände entgegen. Die Lippen bewegten sich, aber kein Wort kam aus ihrem Munde. Der wortlose, uferlose Schmerz überwältigte mich. Eine heiße Träne fiel auf ihre Hand. Mich mit aller Macht bezwingend, flüsterte ich ihr leise zu wie einem sterbenskranken Kinde: „Dein Vater will es. Ich kann nicht anders. Vertraue auf Gott. Komm!“

„Muß es denn wirklich sein?! O Mutter, Mutter, warum wardst du mir so früh entrissen?! Es

ist mein Tod!“ hauchte sie und lehnte schwer das müde Haupt an meine Brust.

„Ihr, Kinder, seid gehorsam euren Eltern,“ verlangt Gottes Wort und wer dem Worte gehorsam ist, den wird Gott nicht verlassen,“ tröstete ich.

Schweigend, wie eine die mit der Welt abgeschlossen und alle Hoffnungen und Wünsche ins Grab gesenkt hat, erhob sie sich nun und folgte mir schleppenden Schrittes zu den schon unruhig wartenden Hochzeitern. Ohne einen Blick auf die Braut zu werfen, stellte sich der Bräutigam an ihre Seite, schob ihren Arm in den seinen und sagte nochmals: „Machen Sie es kurz!“ Es bedurfte der Mahnung nicht mehr, schon meinetwegen nicht. Es gibt Gefühle, für die es weder Worte noch Tränen gibt, welche die Sinne lähmen und aus den Menschen einen Automaten machen. Wohl hörte ich meine Stimme und doch wähnte ich die eines andern Menschen zu hören. Das laute, barsche „Ja“ des Bräutigams brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Das kaum vernehmbare „Ja“ der Braut trieb das Blut wieder in die Adern. Der Traum war zu Ende. Alles drängte sich heran, dem jungen Paare ihre Glückwünsche darzubringen. Die eine Gruppe lärmend, laut, die andere bewegt, ernst. Und ohne Aufforderung stürmte sodann die

erstere, der junge Ehemann allen voran, zur bereitstehenden Hochzeitstafel, das junge Weib den andern überlassend. Für sie begann die Hauptsache.

„Sie bleiben doch noch, Herr Pfarrer?“ Der Vater wars, der es sagte, „Elses wegen“, setzte er seufzend hinzu. „Ich kann das Kind nicht verstehen.“

„Ich kann, und Sie werden es auch noch verstehen,“ erwiderte ich, „aber Sie sehen ja selbst, daß meines Bleibens hier nicht länger sein kann. Da, schauen Sie hin.“ Ich deutete hin nach dem Tische, wo der Bräutigam und die Seinesgleichen wie gefräßige, hungrige Tiere über die Speisen hergefallen waren.

„Ich sehe,“ sagte er sodann, „aber, bitte, kommen Sie bald wieder. Ich befürchte, ich werde Rat und Zuspruch Ihrerseits noch sehr nötig haben, ehe alles ins rechte Geleise kommt.“ Ich versprachs. Tiefes Mitleid mit dem Alten regte sich in mir.

Das junge Weib mußte man bald, einer Ohnmacht nahe, ins Zimmer, wo auch sie ihren schönsten Traum ausgeträumt hatte, zurückführen. „Zuviel Glück auf einmal! nicht jede kanns vertragen,“ sagten die kauenden Freunde des jungen Ehemannes und kauten weiter. „Arme Else,“ sagten die andern und entfernten sich stille. Man hatte versucht,

sie zur Fröhlichkeit zu zwingen, „wie eine Mumie“ sei sie aber neben ihrem Mann gesessen, bis „ihr schlecht wurde,“ vernahm ich später. Ich aber rang wie einst der Erzvater Jakob mit Gott: „Ich lasse dich nicht, du segnest sie denn.“ Er hats getan als *seine* Zeit gekommen war.

Drei Jahre später.

Sie hatte es nicht verstanden, die bedauernswerte junge Frau, aus ihrem Ehemanne einen „gesetzten Mann" zu machen, wie ihr Vater geglaubt. Sie mit ihrem stillen Wesen, mit ihrem zerrissenen Herzen unterlag der brutalen, wildstürmenden Natur desselben. Furcht wohl, aber nicht Liebe vermochte er dem armen Weibe zu entlocken. Rauhe, harte Hände zaubern aus den zarten Saiten der Harfe keine süßen Töne. Von seinen sinnlichen Werbungen, welche noch „jeden Eisklumpen" geschmolzen haben sollten, fühlte sie sich abgestoßen, im Innersten beleidigt und geschmäht. Scheu zog sie sich von ihm zurück. Ihren häuslichen Pflichten aber ging sie unbeirrt nach. Seine vorige Lebensweise hatte er nicht unterbrochen. Er war unter den Lustigen allzeit der Lustigste, sagten die, welche es wissen konnten. Was man nicht daheim findet, muß man anderswo suchen, erklärten andere. Die Welt hat ja unzählige Entschuldigungen für ihre Lieblinge, hingegen für die, welche nicht von ihr sind, die bittersten Anschuldigungen. Sich deren wehren zu wollen, heißt „mit dem Kopf gegen die Wand rennen." Doch — Gott kennt die Seinen! Der Be-

such des Gotteshauses wurde dem trostbedürftigen Weibe streng untersagt; es passe sich nicht für die Frau eines Aufgeklärten, belehrte er sie. Aber über ihr Herz, das betend Zuflucht zu Gott nahm, hatte er kein Verfügungsrecht und was das in einsamen stillen Nächten mit Gott verhandelte, entging seiner Wachtsamkeit. Und doch, wenn ihre Kraft erlahmen wollte, wenn ihr das Trübsalswasser bis an die Seele ging, war ihr Wille stärker als sein Verbot, ihre Frömmigkeit mächtiger als sein Zorn, dann kam sie zum Tempel des Herrn und barg sich wie ein verwundetes und gescheuchtes Küchlein unter die erbarmenden Flügel der ewigen Liebe Gottes, flehend: „Sei mir ein starker Hort, dahin ich immer fliehen möge, der du zugesagt, mir zu helfen. Denn du bist mein Fels und meine Burg," und innerlich erquickt, im Glauben gestärkt von dem, der allen Mühseligen und Beladenen zuruft: „Kommet her zu mir, ich will euch erquicken!" ging sie erhobenen Hauptes nach jedem Gottesdienst wieder in ihr Haus. Anfangs saß sie im alten Familiensitz, aber die mitleidvollen Blicke und Worte ihrer vielen alten Freunde, die es ja von Herzen gut mit ihr meinten, taten ihr weh. Zu viel Mitleid und immer Mitleid vergrößert bei zarten Seelen das quälende Leid. Nicht jeder kanns

vertragen. Dagegen ein freundlicher Gruß, ein heiterer Zuruf, ein lächelnder Blick, sind liebliche Blumen, welche dem Leidvollen eine größere Wohltat dünken, als ein von Mitleid umflortes Auge. So saß sie denn bei späteren Besuchen auf der letzten Bank und lauschte ungestört und in sich gekehrt dem Troste aus Gottes Wort.

Nach Jahresfrist stellte sich ein Söhnchen ein. Der Großvater bestand auf seiner Taufe. Gotthelf ward er genannt, trotz heftigstem Widerspruch seines gottlosen Vaters. Die Hoffnung, daß er die Kluft zwischen den elterlichen Herzen überbrücken würde, blieb unerfüllt. An dem „winzigen Bengel" fand er ebenso wenig Gefallen als an dessen „göttlichen" Namen. Er ging nach wie vor seine eignen Wege: Des Tags bei der Arbeit, des Abends im Verein „Frohsinn", der ihm alles ersetzte, ihn für alles entschädigte, was er nicht in seinen „vier Pfählen" fand. Für sein seit der Geburt des Kindes kränkelndes Weib hatte er kein freundliches Wort, für das Kind keinen liebevollen Blick übrig. Sie langweilten ihn, „den Kraftmenschen", wie er sich stolz nannte. „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht." Eines Tages, nach einer sehr lustig verlebten Nacht, war er verschwunden. „Er wird schon wieder auftauchen", trösteten sich

seine Freunde. Woche um Woche verging, er kam nicht wieder, statt dessen aber kamen Schuldscheine über Schuldscheine. Seine Farm kam unter den Hammer. Sein Weib und Kind an den Bettelstab. „Der Gottlosen Weg vergeht" . . . Die, welche der Vater meinte „gut versorgt" zu haben, stand eines Tages, von allem entblößt, heimatslos mit ihrem Kindlein wieder vor seiner Tür. Sie klagte nicht; sie klagte nicht an. Verzeihend, bittend senkte sich ihr Auge in das des Vaters. Er zog sie an seine Brust und unter Tränen feierten sie ihre Heimkehr. Er wollte „wieder gut machen", was er an ihr „in der besten Meinung" gesündigt hatte. Sein Wille war gut, aber er tilgte die Jahre des Leids nicht aus der Tochter Herz, er verwandelte die geknickte Blume nicht mehr in eine lebensfrohe Blüte. Und ihr Anblick marterte sein Gewissen. Er litt schwer. Und sie? Sie welkte sichtlich dahin. Zu dem Leid die Schande, welche der Mann über sie gebracht, waren für den zarten, zermürbten Körper eine zermalmende Last. Der Tod breitete seine Schatten über sie. „Wie lange noch," seufzte ich im stillen, „und sie ist des Todes Beute?" In diesen schweren Stunden brachten ihr meine jeweiligen Besuche den Trost, nach dem ihre müde Seele lechzte. Sie stellte keine Fragen, aber wie eine

Dürstende trank sie „von dem Bach", den ihr Gottes Wort eröffnete; wie eine Heimwehkranke lauschte sie den aus tiefer Not gebornen Liederversen Gott begnadigter Sänger von der Heimat droben im Licht. Es war einige Tage vor ihrem Hinscheiden. Ich hatte ihr das Hohepriesterliche Gebet, Joh. 17, vorgelesen. Nach dem Amen meines Gebetes richtete sie sich im Bette auf und betete mit leiser, selig bebender Stimme:

‚Wie selig die Ruhe bei Jesu im Licht,
Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht;
Das Rauschen der Harfen, der liebliche Klang
Bewillkommt die Seele mit süßem Gesang.
Ruh, Ruh, Ruh, Ruh, himmlische Ruh,
Im Schoße des Mittlers, ich eile ihr zu.'

Krankenbesuche werden von jedem Prediger erwartet; daß sie Segensbesuche werden, dafür muß er gebetsvoll Sorge tragen. Zu diesem Behufe wird er ja gerufen. Leicht werden sie ihm nur, wenn er dem Kranken den rechten Balsam bringen kann und bei ihm das rechte Verlangen vorfindet. Es geht ihm wie dem Arzte, er muß sich auf die Diagnose, in seinem Falle, auf die Stimmung des Kranken, verstehen, welche wie die Leibeskrankheit dem Wechsel unterworfen ist. Auf das passende Bibelwort kommt viel an, die Seele aus der

Schwermutshöhle zum himmlischen Arzte führen zu können. Zuerst aber ins Gebetkämmerlein, dann ins Krankenzimmer. Des Seele ist feinfühlend und merkt bald, wo der „Herr Pastor" herkommt. Doch ich brauche Sie ja darüber nicht zu belehren."

„Doch, doch!" antwortete ich, „der eine Arzt machts so, der andre anders und einer lernt von dem andern, auch wenn sie nicht in jedem Punkte übereinstimmen. Ein Narr ist der Prediger, welcher nicht von einem andern lernen will. Gott, von dem alle guten Gaben kommen, teilt sie verschieden aus, auch die Gaben für eine segensreiche Seelsorge. Sein Plan ist aber nicht, daß sie ein jeder als sein besonderes Eigentum betrachte, sondern als ein anvertrautes Gut und damit diene — zu Nutz und Heil der andern Brüder."

„Ganz meine Meinung," entgegnete er. „Doch zur Geschichte:

„Lieber Herr, ich komme wieder zu Ihnen in später Abendstunde, aber als gebrochener Mann", mit diesen Worten begrüßte mich der schmerzgebeugte Vater der Kranken. „Ich habe schwer für meinen Irrtum gebüßt. Ich kanns mir nicht verzeihen, daß ich vor drei Jahren hier an dieser Stelle Ihre Mahnungen und Vorstellungen trotzig von mir gewiesen habe. Bitte, kommen Sie so-

gleich zu meiner Tochter. Ihr Ende ist nahe. O könnte ich ungeschehen machen, was ich an dem Kinde gefehlt habe!"

„Das, lieber Freund, liegt nicht in unserer Macht, aber Gott, der gnädig, barmherzig und von großer Treue ist, hadert nicht mit uns nach unsern Sünden, noch vergilt er uns nach unsern Missetaten, wenn wir reumütig und bußfertig zu ihm kommen."

„Das ist mein einzigster Trost, meine sehnlichste Hoffnung," erwiderte er.

Unterwegs teilte er mir mit, daß die Tochter seit meinem letzten Besuche wie umgewandelt sei. Ihr Antlitz leuchte von innerer Freude. Wie eine Heilige sähe sie aus. Am Nachmittage habe er sie zum ersten Male seit ihrer Verlobung wieder singen hören, es seien die ersten Verse des Liedes gewesen:

‚O wie fröhlich, o wie selig
Werden wir im Himmel sein!
Dorten ernten wir unzählig
Unsre Freudengarben ein,
Gehen wir hier und weinen,
Dorten wird die Sonne scheinen,
Dort ist Tag und keine Nacht,
Wo man nach den Tränen lacht.'

Als sie meiner ansichtig wurde, sagte sie: „Vater, wie wahr ist doch der zweite Vers, höre:

‚Es ist doch um dieses Leben
Nur ein jämmerliches Tun,
Und die Not, die uns umgeben,
Lässet uns gar selten ruhn.
Von dem Abend bis zum Morgen
Kämpfen wir mit lauter Sorgen,
Und die überhäufte Not
Heißet unser täglich Brot.'

Du und ich, Vater, wir wissen, was „die überhäufte Not" ist. Kannst du mirs verdenken, daß ich mich hinaus sehne, dorthin, wo alle Erdennot ein Ende hat? Und wenn ich dorten angelangt, dann erzähle ich der lieben Mutter von dir und deiner Liebe, welche mir und meinem Gotthelf nicht genug tun konnte. Und weißt du, vergangene Nacht, — ich konnte nicht schlafen — habe ich die Mutter gesehen. Sie sprach erst mit einer Lichtgestalt, die aussah, wie der Heiland auf dem Verklärungsberge und sein Licht umstrahlte sie und verklärte sie, daß ihre Gestalt der seinen ähnlich war. Er hatte sich zu ihr geneigt und lauschte ihrer Rede. Dann neigte er, wie zur Bejahung, sein Haupt. Gleich darauf schwebte sie durch das Perlentor; wie suchend glitt ihr Blick durch die sternenhelle Nacht. Endlich sah sie mich, und dann leuchteten mir ihre Augen so selig, so verheißungsvoll entgegen, sie winkte mit der Hand und bald vernahm ich ihre, oh

so wunderbare Stimme, welche klang wie süßer Harfenton: „Komm, liebes Kind, komm! Es ist alles bereit!“ Ich kann nicht erklären, wie mir war. Ein Traum war es auch nicht, denn ich schlief nicht. Aber glücklich, überglücklich war mein Gemüt. Ich hätte laut aufjauchzen mögen. Als ich dann die Hand ausstreckte, um die der Mutter zu ergreifen, war sie verschwunden. Da habe ich so recht den Dichter verstanden, wenn er singt:

‚Ach, wer sollte sich nicht sehnen,
Bald auf Zions Höhn zu stehn,
Und aus diesem Tal der Tränen
In den Freudenort zu gehn,
Wo sich unser Kreuz in Palmen,
Unser Klagelied in Psalmen,
Unsre Last in Lust verkehrt
Und das Jauchzen ewig währt.‘

Dann zog sie mein ergrautes Haupt an ihre Brust, strich kosend darüber hin und küßte mir die gramdurchfurchte Stirne. Herr Pastor, ich hätte mit Petro laut aufschreien können: „Gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch!“ Ich, der ich alles andere als solche Liebe verdient habe.“

„Mein Lieber, verdient oder nicht, sie ist ein Gnadengeschenk Gottes durch Ihr Kind. Er weiß, was Ihr armes Herz in seiner Selbstqual bedarf und will Sie dadurch stärken für die kommenden, schwe-

ren Stunden. Klagen Sie nicht, danken Sie," sagte ich, ergriffen von seinem Bericht, als er schwieg.

Wir standen am Haus. „Gehen Sie, bitte zu ihr hinein. Es ist besser so. Wenn ich ruhiger bin, folge ich," sagte er.

Und wieder schritt ich über die Schwelle, wie vor drei Jahren zu einem Hochzeitsfeste, — diesmal zum Hochzeitsfeste einer erlösten Seele mit ihrem himmlischen Bräutigam.

Aus Kampf zum Sieg.

Lächelnd streckte mir die Kranke ihre schmale, fast durchsichtige Hand entgegen. „Ich habe mir noch ein wenig Kraft für Sie aufgespart, lieber Pastor. Ich muß Ihnen doch sagen — und mein himmlischer Vater wird es mir huldvoll verzeihen, wenn ich in dieser weihevollen Stunde, wo meine Seele ihm schon so nahe ist, noch etwas Menschliches berühre — daß unsere stille, der Welt verborgene und nur Gott bekannte Liebe mir in den schweren Ehejahren ein Heiligtum war, das nie ein unreiner Gedanke entheiligt hat. Ich habe das Herz meines Mannes nie besessen und das meinige hat er nie begehrt. Das Sinnliche seines Wesens war wohl der einzige Beweggrund, daß er sich um mich bewarb. Ich will ihn nicht richten. Gott möge ihm gnädig sein. Je mehr er mich abstieß und aufs tiefste kränkte, je tiefer flüchtete ich mich in dies Heiligtum und gewann Kraft zu tragen, was mir auferlegt war. Ihre Predigten zeigten mir den Quell, aus dem auch Sie schöpften. Sie wurden mir zum Segen. Die Bitterkeit für alles Erduldete entwich. Sie versöhnten mich mit meinem Los. Sie trugen mich über das Kleinliche und lehrten mich, nach-

sichtig zu sein mit meinem Manne. Ich lernte leiden ohne zu klagen. Ihr Beispiel tat das übrige. Ich danke Ihnen von Herzen. Ich fand, fügte sie lächelnd hinzu, den herrlichsten Ersatz für alles Entbehrte: meinen lieben Heiland, den Bräutigam meiner Seele. Zu ihm haben Sie mir den Weg gezeigt, er vergelte es Ihnen in Ewigkeit. Es mußte wohl so kommen. Und nun möchte ich mich für die Heim- und Brautfahrt vorbereiten und erquicken im heiligen Abendmahl, damit ich als eine geschmückte Braut durch das Blut des Lammes eingehen kann zum ewigen Hochzeitsmahle, das Gott bereitet hat seinem Sohne und allen, die ihn lieb haben. Schließlich habe ich noch eine große Bitte, ich weiß, Sie werden Sie mir erfüllen, doch davon später."

Ich hatte sie sprechen lassen, ohne sie zu unterbrechen. Sie hielt oft, von Schwäche überwältigt, inne. Meine innere Rührung bemeisternd, las ich ihr dann das gewünschte Lied: „Laß mich gehen, laß mich gehen, daß ich Jesum möge sehen", den 23. Psalm und zum Schluß ihr Lieblingslied: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart" vor. Leise betete sie mit.

„Und nun rufen Sie meinen lieben Vater," bat sie. Er kam. Es war der weihevollste Augenblick

meines ganzen Lebens, als ich beiden das Brot brach und den Kelch mitteilte. Mir war es, als ob die Engel durchs Zimmer rauschten, um Zeugen der seligen Vereinigung dieser glückseligen Seele mit ihrem Heilande zu sein und nun, des Winkes des Herrn gewärtig, sie hinüber zu führen in die ewige Gottesstadt, wo man keine Tränen weint. Mit dem 103. Psalm schloß die Feier.

Nachdem sie ein Weilchen, wie in himmlischer Entzückung geruht, wandte sie ihr im Lichte der Verklärung schon strahlendes Auge mir zu. „Nun meine letzte Bitte: „Mein lieber Vater steht sehr bald vereinsamt und verlassen da, seien Sie ihm treuer Freund." Ich reichte ihm die Hand als Zeichen meiner Zustimmung. „Und" — nun traf mich ein Blick aus ihren glänzenden Augen, wie ich ihn weder zuvor noch nachdem gesehen, mir ewig unvergeßlich — „hier ist mein herziges Söhnchen, das vermache ich Ihnen als letztes, bestes teuerstes Pfand. Sie werden es mit Gottes Hilfe zu einem lieben, guten Menschen erziehen" und sie legte das Kind in meine Arme. „So, nun bin ich bereit. Komm, Herr Jesu, komme bald!" Ein leiser Hauch — ein letztes sonniges Lächeln und sogleich geleiteten Gottes Engel sie hinüber aus Kampf zum Sieg, durchs

Kreuz zur Krone. — Wer so stirbt, der stirbt wohl!

Der Vater war in die Knie gesunken; ich, das Kind im Arme, neben ihm. Wie lange wir im stillen, heißen Gebete so verharrt, weiß ich nicht. Als der Morgen graute, erinnerte mich das wachgewordene Knäblein daran, daß ich zu meinen vielen andern Pflichten eine neue bekommen und übernommen — eine Liebespflicht."

„Hat der Vater der Verstorbenen um Ihre verborgene Liebe zu seinem Kinde gewußt?" fragte ich, als er nun schwieg.

„Der himmlische Vater, ja. Sonst niemand außer nun Sie," antwortete er.

„Darf ich diese so seltene Liebesgeschichte verwerten?"

„Sie gehört zu meiner Geschichte, ist der erste Teil und macht die folgenden Teile erst recht verständlich und — vielleicht — manches darinnen entschuldbar," gab er zurück.

II. Teil.

Nein, die Last ist zu schwer! so klagt ich unter dem Kreuze,
Das, auf die Achsel gelegt, nieder zur Erde mich bog.
Aber, da lud mir mein Gott auf die andere Schulter ein zweites,
Sieh! und das erste sogleich schien mir erträglich zu sein.
Männlich rafft ich mich auf, und von beiden belastet,
Stand ich gerad und es wuchs unter dem Tragen die Kraft.

Karl Gerok.

Ein Kapitel über Vererbung.

Mein Reisegefährte ließ nun eine Pause eintreten und machte sich mit dem Reisekorb zu schaffen. Zur Entschuldigung sagte er: „Es ist Mittag. Mein innerer Mensch ist an Pünktlichkeit gewöhnt und erinnert mich an meine Pflicht. Bei Schriftstellern und den ihnen verwandten Kunstgenossen solls ja anders sein."

„Und wie? wenn ich fragen darf," fiel ich ein.

„Nun, wenn sie gerade Gedankengarn auf der Hirnspule haben, muß der Magen warten, bis abgespult ist und wenn, was so gar nicht selten der Fall sein soll, sie nichts zu beißen haben, muß er wieder warten bis Manna vom Himmel fällt. Des letzteren ist genug für uns beide vorhanden. Bitte, greifen Sie zu."

Ich wünschte „Gesegnete Mahlzeit!" und erklärte, noch Garn spinnen zu wollen. Mich hatte das Erzählte tief bewegt, umsomehr da der Erzähler mit dem Selbsterlebten die alte Wunde aufriß und den einstigen herben Schmerz aufs neue kostete. Ich gönnte ihm diese Pause. Er trug dem inneren Bedürfnisse volle Rechnung und zwar wie einer, der

bei diesem Akte seiner Tätigkeit infolge üblichen Alleingenießens keine Worte verlor. Nachdem er sich Genüge getan, stopfte er seine Pfeife „zur bessern Verdauung", wie er schmunzelnd erklärte, und schritt eine zeitlang mit sichtlichem Wohlbehagen zwischen den beiden Sitzreihen auf und nieder.

„Auch das ist erledigt," sagte er, nachdem er seinem Götzen gefröhnt hatte, „wie man sich doch ändert! Früher erblickte ich in jedem Raucher einen Götzensklaven, den zu befreien ich als eine Lebensaufgabe betrachtete. Als Zeitungshändler lernte ich selbst für den Genuß eines Pfeifchens danksagen. In meiner sorgenschweren Einsamkeit diente es mir nicht selten als großes Beruhigungsmittel. Das glauben Sie mir nicht, wie?"

„Was man weiß, braucht man nicht zu glauben," antwortete ich, „und wäre es das nicht, die Verwandlung, welche mit Ihnen während des Rauchens vorgegangen, hätte mich davon überzeugt."

„So! so!" fiel er vergnügt ein, „vor Ihrem Blicke scheint selbst ein Mäuschen nicht sicher zu sein. Sie fangen an, mir gefährlich zu werden, Freundchen."

„Ich habe eine Falle, Bester."

„Zu spät, mich jetzt darauf aufmerksam machen zu wollen. Uebrigens, der Abwechslung wegen,

was halten Sie von der Vererbungstheorie?" fragte er, wieder ernst werdend.

„Gehört dies auch zu Ihrer Geschichte?"

„Nehmen wirs an."

„Gut. Sie lehrt was sie weiß und beweist, daß sie nicht alles weiß, wie die meisten Theorien."

„Hm! ein bißchen rätselhaft."

„Sie ist das, obwohl sie gewisserseits als untrügliches Evangelium gepriesen wird," fuhr ich fort.

„Bitte, erklären Sie, mich interessiert alles, was damit zusammen hängt," versetzte er.

„Ich gebe gerne zu, daß sich gewisse Blutkrankheiten, Mißgestaltungen, Gesichtsformen, Haare u. drgl., hie und da eine Generation überspringend, bis ins dritte und vierte Glied vererben. Eine Tatsache, welche bei Unwissenden nicht selten die größten Unannehmlichkeiten im Gefolge hat. Z. B.:

‚Ich kann nicht begreifen,' sprach ein sonst biederer junger Vater, ‚woher mein Junge die brandroten Haare, die Stumpfnase, die wulstigen Lippen und das hervorgeschobene Kinn her hat. Weder meine Frau, noch ich, noch irgend einer in unseren beiderseitigen Familien weisen dergleichen auf.' Ihm war die Sache peinlich und er grübelte sich

darüber in eine Verfassung, unter welcher sein armes Weib schwer zu leiden hatte. Das Unglück wollte, daß in einem benachbarten Dorfe ein junger Mensch sich ansäßig gemacht, den die Natur fast ebenso ausgerüstet hatte, wie den kleinen Jungen. Ein böser Verdacht tastete sich zuerst scheu, dann immer dreister und dreister ins Herz des Vaters, trotzdem er sein Weib seit seiner Kindheit kannte. Schließlich entpuppte sich der Verdacht zu einem Würgengel, der das eheliche Glück zu erdrossen trachtete. Eine häßliche Eifersucht, eine geheime Wut war die böse Saat, welche im Herzen gereift war. Nach etwa Jahresfrist kommt eine sehr alte Tante des Mannes auf Besuch, um mal nach ihren Kindern zu sehen. Kaum hat sie einen Blick auf das zappelnde Knäblein geworfen, schlägt sie auch schon die Hände in hellster Verwunderung über ihren Graukopf zusammen und ruft mit lauter Stimme: ‚Fritz, Junge, wie kommst du denn zu dem Kleinen. Ist denn dein Großvater wieder leibhaftig hier eingekehrt? Wahrhaftig, ihm aus dem Gesichte geschnitten! Ja, ja, im dritten und vierten Glied findet man die Alten nicht selten wieder.' Mit weit offnem Munde starrt der junge Vater bald die Großtante, bald seinen Sprößling an. Endlich beginnts bei ihm zu dämmern. Er

erinnert sich; schämt sich seines Verdachtes und schließt Mutter und Kind mit lautem Jubel ans Herz. ‚Umgetauft wirst du, Junge, heißen sollst du wie mein Großvater, damit ichs nie wieder vergesse,' rief er in ausgelassenster Freude."

„Das paßt zu meiner Geschichte, vergessen Sie es nicht," fiel mein Zuhörer lachend ins Wort.

Ich fuhr fort: „Wie nun nicht selten, wenn auch nicht immer, äußerliche Merkmale vererben, so ist dies — auch nicht immer— der Fall mit inneren Neigungen. Anlagen zum Bösen, stecken schon von Adam her in allen Menschen. Sie sind alle in Sünden empfangen und geboren. Ganz besondere Neigungen ebensowohl für Kunst und Wissen, Handwerk und Geschäft, wie auch für Müßiggang, Trotz, Zorn, Raub und Gewalttätigkeit lassen sich in vielen Fällen ja auch zurück führen auf irgend einen guten oder faulen Ast am Stammbaum der Familie. So kannte ich eine Familie in der seit drei Generationen jedes Glied derselben musikalisch veranlagt war. Und andrerseits hörte ich von einer Verbrecherfamilie, in der nach angestellten Forschungen seit Großvaters Zeiten sämtliche Kinder und Kindeskinder, einige dreißig an der Zahl, die Verbrecherlaufbahn betreten hatten. Aber das beweist nicht, daß seit urdenklichen Zeiten in solchen

Familien diese Neigungen bestanden, auch nicht, daß alle zukünftigen Nachkommen mit denselben erblich belastet werden. Schiller hat zwar behauptet, jede Handlung des Menschen ist ein Glied in der Schicksalskette, die von Ammenlaunen oder schlechten Hofmeistern, vom väterlichen Temperamente und vom Blute der Mutter geschmiedet wurde; — mag ja sein."

„Wenn sich nun aber bei Vater und Mutter entgegengesetzte Neinungen und Anlagen finden, was dann?" fragte mein Reisegefährte.

„Nach meiner unmaßgeblichen Meinung nehmen manche Kinder die des Vaters, andere die der Mutter an. Oder auch sie erben von beiden. In letzterem Falle überwiegt wohl die eine oder die andere Seite. Die stärkste herrscht. Solche Kinder sind oft die reinsten Unglückswesen. Im ständigen Kampfe mit sich selbst, gilt von ihnen, was Wieland in seinem Drama ‚Die Wahl des Herkules' diesen ausrufen läßt:

‚Zwei Seelen — ach, ich fühl es zu gewiß!
Bekämpfen sich in meiner Brust
Mit gleicher Kraft,'

und mancher hat schon in dem Kampf ums ‚bessere Ich' mit dem Apostel den Schmerzenschrei gen Himmel gesandt: ‚Das Gute, das ich tun will, tue ich

nicht, das Böse aber, das ich nicht tun will, tue ich.' So lange der Mensch, dies Geschöpf eines weisen und wunderbaren Gottes, sich selbst ein Rätsel, ein Wunder bleibt, wird er das geheimnisvolle, welches seinem Wesen inne wohnt, nie theoretisch ergründen können."

„Aber sollte eine aufklärende Erziehung nicht ermöglichen, Neigungen und Triebe erniedrigender Art zu überwinden?"

„Ein altes Patentmittel, schon lange vor Sokrates Zeit bekannt, ist diese ‚aufklärende Erziehung', aber ‚menschlich Natur und Wesen' hats noch immer nicht geheilt. Sie zeigt wohl, was schädlich ist, sie fordert die Willenskräfte zum Kampf heraus, aber den Sitz des Bösen, das Herz, aus dem alle argen Gedanken kommen, kann sie nimmer zum Tempel des Guten umwandeln. Hier hat sie je und je versagt. Zum Beweis aus tausenden nur ein Fall. In eine vornehme Familie in N. heiratete ein Mensch hinein, der ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte und dessen Hände nicht frei von Menschenblut waren, wie man leider zu spät erfuhr. Immerhin, so sehr er auch den Tugendhaften herauskehrte, vermochte er es nicht ganz, ‚sich seiner Haut zu entledigen'. Die verwöhnte, einzige Tochter begehrte ihn und das entschied. Ihr

gegenüber hatten die Eltern keinen Willen. Gott seis geklagt! Man tröstete sich schließlich damit, daß jeder Mensch besserungsfähig sei und deckte den Mantel der Liebe über seine Schwäche. Es schien anfangs, als ob der Sieg auf seiner Seite war. Der Wolf verstand den Schafpelz gut zu tragen. Nachdem ihm ein Söhnlein geboren, kam die alte Natur täglich mehr und mehr zum Vorschien und wartete nur auf eine Gelegenheit zum Sprung ins alte. Die Gelegenheit kam. Kurz und gut, seinem jungen Weibe kostete es das Leben. Er entfloh dem rächenden Arm des Gesetzes. Die Großeltern erzogen das Knäblein. Was ihre Liebe vermochte, geschah. Die besten Schulen öffneten sich ihm. Ein gelehriger und hoch begabter Jüngling hatte er sein Schlußexamen in der berühmtesten Landesuniversität mit Ehren bestanden. An einer guten Erziehung hats also nicht gefehlt. Doch die Neigung zur Gewalttätigkeit trat hie und da überraschend zum Vorschein. Man vergab und hoffte auf die Zeit, der man ja das Beste zumutet und die doch nichts vermag. An Geld ließ mans ihm nicht fehlen. Wie ers verbrauchte, ahnten wohl nur die, welche Wechsel von ihm in Händen hatten; denn obgleich er öffentlich ein solides Leben und Wesen zur Schau trug, reichte das ihm von den

Großeltern Gegebene nicht aus. Wohl von Gläubigern gedrängt, suchte er sich heimlich in den Besitz des Fehlenden zu setzen. Er kannte das Sicherheitsschloß des Geldschrankes im großelterlichen Hause. In stiller Nacht geht er auf Raub aus. Ein leises Geräusch und neben ihm steht die Großmutter, welche ihn mit Liebe überschüttet hatte sein Lebenlang. Er erschrickt. Schuldbewußt sieht er sich entlarvt. Seine Ehre vor der Welt steht auf dem Spiel. Mit einem Totschläger sucht er sie retten. Er ward zum Totschläger. Kein Verdacht fiel auf ihn. Seine geheuchelte tiefe Trauer wurde für bare Münze genommen. Es schien als ob die Tat ungesühnt bleiben solle. Seine Erziehung, wohl eine der besten, hatte sich gegen seine Neigung zum Bösen, machtlos erwiesen. Er sank von Stufe zu Stufe. Im Zuchthaus legte er, sein peinigendes Gewissen zu erleichtern, ein Schuldbekenntnis ab. Dann schloß er, ein elender Mensch die Augen. Die aufklärende Erziehung tuts nicht allein. Es muß das hinzu kommen, was der liebe Heiland in jener stillen Nacht dem weisen Nikodemus anriet: ‚Es sei denn, das jemand von neuem geboren werde,—' und ‚was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch und was vom Geist geboren ist, das ist Geist.' Dazu kann und will uns der verhelfen, der durch den

Mund seines Propheten Israel hat sagen lassen: ‚Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben und das steinerne Herz aus eurem Fleische nehmen und ein fleischernes Herz geben. Ich will meinen Geist in euch geben und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und darnach tun.' Eine aufklärende Erziehung mit der dazu nötigen Kraft zum Ueberwinden des Bösen kann nur der geben, der in den Schwachen mächtig ist nach seiner Gnade. Und diese und nur diese überwindet auch das gottlose Erbe von den Vätern und Müttern und Er tut Barmherzigkeit bis ins tausendste Glied an den Kindern derer, die, von seinem Geist erneut, ihn lieben von Herzensgrund."

Mit gefalteten Händen, kein Auge von mir gewandt, hatte mein Reisegefährte diese meine Erklärung angehört. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, dann sagte er langsam und bedächtig: „Meine Erfahrung zwingt mich, Ihnen beizustimmen. Ihre Ansicht ist wohl die richtige."

„Sie mag es sein. Die Menschheit ist wie ein aufgeschlagenes Buch. Wer darin lesen will, mag. Aber, ‚wer glaubt unserer Predigt und wem ist der Arm des Herrn geoffenbaret?' Man will so viel in unserer Zeit, aber nicht, was der Herr will.

Des Lehrens ist kein Ende, aber ‚vom Lehrer, dem kein Lehrer gleich', will man nichts wissen. Mit Theorien und Lehrsätzen ist noch nie der armen Menschenheit aus Leid und Not geholfen worden und doch scheints die kluge Welt nicht einsehen zu können. ‚Der Herr machet zunichte der Weisen Rat,' gilt zu allen Zeiten. Und nun, lieber Freund, wenns beliebt, noch ein wenig Geschichte. Sie sind noch nicht fertig, also noch nicht entlassen. Ich brenne darauf zu erfahren, was aus Ihrem Jungen geworden ist."

„Trübe Erfahrungen."

„So dürfen Sie mit Recht dieses Kapitel überschreiben," sagte mein Gefährte, den Blick durchs geöffnete Fenster schweifen lassend, sinnend, wie einer, der in weiter dunkler Ferne Schreckensgestalten sieht, die wie die Geier ein Opfer umkreisen. Und während sein Auge die Fernen durchmaß, erzählte er: „Als ich im Morgengrauen nach jener unvergeßlichen Nacht meiner lieben alten Mutter, welche ja immer regen Anteil an allem nahm, was mein Herz bewegte, das kleine Menschenbündel mit den Worten in die Arme legte: ‚Da, Mütterchen, habe ich uns etwas mitgebracht, das uns einen schönen Gotteslohn einbringen wird, wenn wirs in des Herrn Namen hegen und pflegen,' sagte sie, kopfschüttelnd und mich ernst ins Auge blickend: ‚Mein lieber Sohn, dein gutes Herz hat diesmal deinem sonst gesunden Verstande einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Du, ein Junggeselle, ich eine betagte Frau, ein schlechtes Gespann vor einem Kinderwagen. Die Last wird uns schwer werden. Mit Bangen schaue ich in die Zukunft. Doch will ich deine Freude über eine gutgemeinte Tat nicht schmälern. Gott helfe!'

„‚Er wird helfen, Mutter. Du weißt, daß der liebe Heiland gesagt: ‚Wer ein solches Kind aufnimmt in meinen Namen, der nimmt mich auf.‘ Somit haben wir ja nun mit dem Kinde auch den Helfer aufgenommen.“

„‚Nun denn,‘ antwortete sie, ‚wenns so gemeint ist, will ich mit seiner Hilfe mein Möglichstes tun. Er möge es segnen.‘ Daß sich die ‚Pfarrersleute‘ des Kindleins erbarmten, da man ja so ein Würmchen nicht einem alten ‚grämlichen Großvater‘ überlassen konnte, fand man anfangs recht und billig. Schließlich ists ja deren vornehmste Pflicht, Barmherzigkeit zu üben und dafür zu sorgen, ‚daß es gut aufgehoben ist.‘ Das ist Christenpflicht. So lautete das allgemeine Urteil und damit glaubten die frommen Leutchen nun auch ihrer Christenpflicht volles Genüge getan zu haben. Als jedoch Monat um Monat verstrich, ohne daß ‚das Kind gut aufgehoben wurde,‘ d. h. in ein Waisenhaus geschafft wurde, und auch die hundertfältigen Ratschläge bezüglich der sonnigen Zukunft des Kleinen kein Gehör fanden, regte sich ein böser Geist in der Gemeinde, zuerst leise, dann lauter, zuerst schmeichelnd, dann giftig. Die Wespen nagten. Das Ueberraschendste war, daß sie von einer Seite her schwärmten, wo man sie nicht erwartet hatte. Ein

Junggeselle, ein lediger Mann im geistlichen Stande, wenn auch mit kärglichem Gehalte, ist für gewisse Leute, welche mit heiratsfähigen Töchtern gesegnet sind, nicht weniger ein begehrenswertes Wild, wie ein mageres Reh, wenn dem Jäger kein anderes vor den Schuß kommt. Von zwei Seiten schien ich, ahnungslos wie ich war, sehr begehrt zu sein. Von diesen heuchelte man das größte Interesse an dem Wohl des Kindes. Ich glaubte den Worten. Als ich einmal fest und entschlossen erklärte, der Junge bleibe bei mir, da zeigte sichs bald, wie das Interesse gemeint war.

„‚Wenn Sie etwa glauben, daß irgend ein Mädchen so töricht ist, einen Mann zu heiraten, der Kinder auf der Straße auflieft, irren Sie sich,' erklärte mir scharf und schneidig die Mutter der einen Familie.

„‚Aber, lieber Pastor, finden Sie denn nicht daß es ein undankbares Geschäft ist, das Kind eines Taugenichtes erziehen zu wollen? Was im Blut steckt, treibt kein Pfarrer heraus. Und meinen Sie, ein gut erzogenes, gesittetes Mädchen wird sich dazu hergeben, ein solches in seinem Hause zu dulden? Ledig können Sie nicht immer bleiben. Die Gemeinde verlangt eine Pfarrfrau,' setzte mir eine andere Mutter höchst aufgeregt auseinander. Auf

meine größte Verwunderung zeigende Antwort, daß meine Mutter aufs Beste die Pflichten einer Pfarrfrau vertritt, fuhr die gute Frau wie eine aufgestörte Natter auf mich los und schrie:

„‚Ihre Mutter mag Ihnen genügen, der Gemeinde nicht. Die Gemeinde will berücksichtigt sein. Eine junge Frau gehört ins Pfarrhaus, die mit den jungen Leuten arbeiten kann. Denken Sie daran! Was sagen Sie: Sie gedenken nicht zu heiraten? Ihr Ruf von der Gemeinde verlangt nur Ihre Dienste? So! So!! ein neuer Beweis, daß Ihre Mutter nichts von einer Gemeinde versteht. Nun, wir werden Sorge tragen, daß Sie bald eines Besseren belehrt werden,' sprachs und kehrte mir den Rücken. Und diese Leute spielten sich als die Frömmsten in der Gemeinde aus. Ich war starr und baff! Kann es noch immer nicht fassen, daß dergleichen möglich ist."

„Nun, mein Lieber," fiel ich ihm in die Rede, „Sie scheinen nicht in Betracht gezogen zu haben, daß nicht alle, welche zur Kirche gehören, Christen sind, daß aber jeder wahrhaftige Christ derselben angehört. Sogar ins Paradies schlich sich die Schlange, warum denn nicht auch in die Kirche? Mit solcher Tatsache müssen wir halt rechnen."

„Ja, aber nun kommt das Merkwürdige. Ge-

rade diese beiden Familien hatten seit Jahren keine Gemeinschaft miteinander. Sie wichen sich aus, wo sie konnten und gaben damit oft Aergernis in der Gemeinde. Nun aber waren sie ein Herz und eine Seele geworden."

„Herodes und Pilatus; die alte Geschichte und doch ewig neu," warf ich ein.

„Und das Opfer war ich," erzählte er weiter. „Sie mieden die Kirche. Sie hetzten gegen mich. Sie beeinflußten Männer, welche anfänglich über dies widerliche Gebahren spotteten und suchten meine Beweggründe in gehässiger Weise zu verdächtigen. Ihre Gemeindebeiträge hielten sie zurück und nach einigen Monaten erklärte mir mein Kirchenrat traurigen Herzens, der Gehalt könne nicht mehr aufgebracht werden. Ich erklärte mich mit dem zufrieden, was geboten wurde. Mein Trost war die Treue meiner Kirchenbeamten. Wohl litt ich schwer unter der Verunglimpfung meiner Person, jedoch trug ich es wie einer, der ein gutes Gewissen hatte und Freund und Feind frei und offen ins Antlitz schauen konnte. Daß diese Böswilligen der Gemeinde und der Reichssache Gottes am meisten schadeten, erkannten sie nicht. Denn, als die Freunde des flüchtig gewordenen Vaters des mir anvertrauten Knaben von den betrübenden Verhält-

nissen in der Gemeinde erfuhren, kamen sie wie die lichtscheuen Eulen aus dem Versteck hervor und hatten es ihren Spott mit den Frommen. Sie begeiferten die Anstifter, die Gemeinde, den Pastor. ‚Nun weiß man,' tuschelten sie, ‚warum unserm Freund sein Weib nichts galt. Seine Flucht hängt damit zusammen. Hätte sich wohl sonst der Pfaff des Kindes angenommen?!' Das war meinem Kirchenrat zu viel. Er drohte mit einer Klage. Das half. Sie schwiegen. Was ich aber in jener Zeit gelitten, Gott weiß es.

„‚Lebe es nieder,' bat meine Mutter. ‚Auch gegen unsern Heiland traten falsche Zeugen auf. Mit der Wahrheit kann man keinem Unrecht tun, darum erfand der Teufel die Lüge. Du bist nicht mehr denn der Meister.

Gott wirds machen, daß die Sachen
Gehen wie es heilsam ist.
Laß die Wellen höher schwellen,
Wenn du nur bei Jesu bist.

Glaub nur feste, daß das Beste
Ueber dich beschlossen sei,
Wenn dein Wille nur ist stille,
Wirst du von dem Kummer frei.'

Und der Kleine, der Schuld an dem allen war, gedieh prächtig unter der sorgsamen Pflege seiner

alten Pflegemutter. Er jauchzte und lachte, sprang und sang, unberührt von dem bösen Urteile der Welt, unbewußt des Wehes, das mein Herz umkrallte. Wenn er auf meinem Schoß saß, wenn die rosige Wange an meiner bleichen ruhte, oder seine runden Aermchen weich und wohlig meinen Hals umschlangen, dann konnte ich zeitweilig vergessen, was man mir zu leid getan.

Wohl hatte ich infolge der Hetzerei mehrere Familien verloren und das Wachstum meiner Gemeinde war vorläufig gehemmt worden. Immerhin aber scharten sich die Treugebliebenen, nachdem sie die wirkliche Ursache der Gehässigkeiten erfahren, um so fester um mich. Ich versprach weder zu wanken noch zu weichen. Was es jedoch heißt, mit einer gemarterten Seele Seelsorger zu sein, das ahnten sie nicht. Sie hätten es auch wohl schwer zu begreifen vermocht, wenn ichs hätte erklären wollen."

Unser Erzähler hielt inne und wischte eine einsame Träne, welche im Auge funkelte, weg. Mir brachte sie die Heine'schen Verse in Erinnerung:

„Was will diese einsame Träne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Aug zurück.

Sie hat viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerflossen in Nacht und Wind."

Sanft legte ich meine Hand auf die seine und sagte, selbst an schwere Stunden denkend, die einst finstre Schatten auf meinen Weg warfen:

„Lieber Freund, nicht Sie allein, Tausende andere haben wie Sie den Leidenskelch leeren müssen, wenn auch aus andern Gründen. Neben Ihnen sitzt einer von vielen. In unserem Amte gehört das nicht zu den Seltenheiten. Sie hatten noch ein menschliches Wesen, eine liebe Mutter zur Seite. Sie Glücklicher. Mir verblieb außer einem Töchterchen, das ich fremden Händen übergeben mußte, niemand, der mir mit gütigem Zuspruch Balsam in die Wunden gießen konnte. Eine brennende Qual, wenn man schweigend Verdächtigungen leiden muß! Oft packte mich der Grimm. Wie Petrus in Gethsemane wollte ichs Schwert ziehn und drein schlagen, aber dann vermeinte ich immer des Heilands Wort zu vernehmen: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide. — Die Rache ist mein, ich will vergelten.' In einer solchen schweren Stunde wars, wo ich mir zum Troste und zur Mahnung folgende Verse in mein Tagebuch schrieb:

Ich will vergelten!

Mein ist die Rache, so spricht er,
Der Herr, ich will vergelten;
Fällt dir auch auf die Seele schwer
Der Feinde Haß und Schelten.
Nur lieben! das ist deine Pflicht,
Und segnen! Richten sollst du nicht,
Nicht du, ich will vergelten.

Doch ach! Oft wallte heiß das Blut
Ob falscher Brüder Ränke,
Ob ihres heißes Hasses Glut
Und häßlichem Gezänke.
Es litt mein Herz gar große Pein
Und schrie nach Rache. — Gott sprach: Nein!
Nicht du, ich will vergelten.

Und war mein Zorn trotzdem entbrannt,
Flogs Schwert flugs aus der Scheide,
Fühlt ich den Druck der sanften Hand
Des Herrn, und er sprach: Leide!
Sieh meine Hand! Das Wundenmal
Zeigt von unsäglich größrer Qual!
Nicht du, ich will vergelten.

O trage still! Denk an den Stamm,
Wo ich dem Feind verfallen;
Ich trug es wie ein stilles Lamm,
Zerfleischt von Tigers Krallen;
Und liebend litt ich diese Pein.
Laß Liebe deine Rache sein;
Nicht du, ich will vergelten. —

Ich habs gelernt! Ich schweige jetzt,
Wenn Feind' und Lügen schwärmen
Wie Bienen, wenn auch mich verletzt
Ein Stich, mich solls nicht härmen.
Er sorgt, daß ich nicht unterlieg,
Der Wahrheit hilft er doch zum Sieg;
Nicht ich, er mag vergelten.

Von da ab fand ich wieder meine Ruhe. Meine Sache lag in besseren Händen als in den meinen. Unbeirrt pflegte ich fortan meines Amtes und der Herr war und ist bei mir. Jüngst, gelegentlich eines Amtsjubiläums hielt ich in stiller Abendstunde ‚eine Rück- und Rundschau' und am Schluß konnte ich meinen Aufzeichnungen noch die folgenden Verse beifügen:

Nicht Gunst noch Ungunst hielten je mich auf,
Ich traute Gott, klar lag vor mir mein Lauf;
Mich rief die Pflicht, die Kräfte spannt ich an
Und blieb im Kampf ein hoffnungsfroher Mann.

Und ging ich irr, ich fand mich stets zurecht,
Die Pflicht erhielt den Mut mir ungeschwächt,
Nicht Menschen, Gott vertraut ich mein Geschick,
Drum blieb im Ungemach mir treu das Glück."

„Darf ich bitten um eine Abschrift dieser herrlichen Verse, zum Andenken an die Stunde, in welcher ich einen Freund gefunden habe, der auch im Schmelztiegel der Trübsalen geläutert wurde? Wahrlich,

‚wer Gott vertraut wird nicht zu Schanden, aber zu Schanden müssen sie werden die losen Verächter,' er hat Recht, der alte David," setzte mein Reisebegleiter hinzu.

„Jawohl," erwiderte ich, „er hat recht und wird Recht behalten. Wir aber wollen uns den alten Spruch, welchen ich auf einer Reise im alten Vaterlande über einer Haustüre las, ins Stammbuch schreiben:

Laß Neider neiden, Hasser hassen,
Was Gott mir gibt, muß man mir lassen.

Und während ich nun meine Verse zu Papier bringe, berichten Sie, bitte, weiter."

Sorgen und Hoffnungen.

„Aus der Knabenzeit meines prächtig nach Leib und Seele entwickelten Jungen, will ich nur das eine hervorheben," fuhr er fort, „daß er in der Schule stets der erste seiner Klasse war. Sein Lernbegierde war bewundernswert. Im Konfirmandenunterricht dasselbe. Das Leben und Wirken Jesu hatte es ihm angetan. Seine Fragen waren oft überraschend. ‚Ein geborener Theologe,' pflegte ich ihn im stillen zu nennen. Und doch, trotz alledem, ballten sich die Sorgen wie ein schweres Gewölk an meinem Hoffnungshimmel. Die Unbeständigkeit seines Wesens verursachten sie. Zeitweilig schwand ihm die Lust am Unterricht. Mit einem Trotz, einem Widerwillen, der wie der Blitz über ihn kam, stieß er mit einem ‚Ich mag nicht!' die Bücher von sich. Alle Vorstellungen waren vergeblich. Der sonst höfliche und freundliche Knabe verwandelte sich zu solchen Zeiten in einen widerspenstigen und hartnäckigen Burschen. War der oft tagelang andauernde Anfall vorüber, griff er mit Eifer wieder zu den Büchern und ruhte nicht, bis das Versäumte nicht nur eingeholt, sondern noch mehr als das Geforderte erzielt war. Wie oft ich mich auch an-

schickte, seinen Trotz mit der Rute zu brechen, wenn alles andre versagte, entwaffnete er mich jedesmal mit seinem bittenden Blicke, so unsäglich traurig, klagend, fragend, wie ich ihn nur an jenem Hochzeitsabend in den Augen seiner armen Mutter gesehen. ‚Muß es sein?' schien er zu fragen.

Mit meiner unverzeihlichen Weichherzigkeit, die Mutter nannte es so, ging sie oft streng ins Gericht und verfehlte dabei nicht, mich nach Sirach zu belehren: „Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Rute." Wenn ich dann klagte: ‚Mutter, ich kann nicht! Tu dus!' schüttelte sie wohl ihr graues Haupt und antwortete: ‚Es gibt Zeiten, wo ein Knabe der starken Manneszucht bedarf und Zeiten, wo die Mutterliebe alles über ihn vermag. Jedes zu seiner Zeit, beides wohl geparrt, das gibt einen guten Klang.' — ‚Was im Blut steckt, treibt kein Pfarrer hinaus'; sollte jene Frau recht behalten? seufzte ich oft im stillen.

Auf der Hochschule wars dasselbe. ‚Er ist sehr launenhaft,' erklärten seine Lehrer, ‚aber das Versäumte holt er stets nach. Man kann ihm kaum böse sein. Strafe hilft nichts. Sein Wille ist gut, aber zuzeiten schwach. Er wirds überwinden, wenn das Leben mit seinen Anforderungen ihn fest anfaßt.' Nur gewisse Leute blieben hartnäckig dabei:

‚Art läßt nicht von Art'. Ich ließ nicht nach, meinen Gott zu bitten, des Knaben Herz und Sinn zu seinem Wohlgefallen umzuwandeln und einen Menschen aus ihm zu machen, der in seinen Geboten wandele. Die Liebe hofft alles.

Er entschloß sich für den Predigerstand. Obwohl im Herzen darüber hoch erfreut, unterließ ichs nicht, ihm meine Befürchtungen mitzuteilen und auf die Selbstverleugnungen hinzuweisen, welche das heilige Amt von seinen Dienern fordert. Er habe das wohl erwogen, hoffe jedoch von Gott die dazu nötige Kraft zu erhalten, antwortete er mir.

‚Am Ende werden wir an unserm Jungen doch noch eine große Freude erleben,' erklärte ich der Mutter, ‚wir wollen um so fleißiger anhalten im Gebet und Flehen vor Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist.'

‚Er gebe zum Wollen das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen,' antwortete sie.

Mit fröhlichem Herzen und festem Vorsatze bezog er das Predigerseminar. Mit den Worten: ‚Ich habe Euch viel Sorge gemacht, oft gegen meinen eignen Willen, aber von nun an sollt Ihr eitel Freude an mir haben. Gott helfe mir! Manche Träne habe ich im stillen geweint, wenn der böse Geist über mich kam und doch war ich machtlos ge-

gen ihn. Vergebt mir, bitte, wie Gott mir vergeben möge,' hatte er, sich an die Brust der alten Mutter werfend und meinen Hals mit dem andern Arm umschlingend, von uns Abschied genommen. — ‚Ziehe in Gottes Namen, lieber Sohn,' erwiderte ich, ‚und halte fest im Glauben an dem, der zum Apostel Paulus gesagt: ‚Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.' Auch du hast einen Pfahl im Fleische, bringe ihn im Gebete vor Gott, er wirds wohl machen.'

Zwei Jahre war er auf dem Seminar. Wir hatten nur Gutes von ihm vernommen und freuten uns seiner Zeugnisse. Das Hinscheiden meiner innigst geliebten Mutter brachte ihn wieder heim. Laut schluchzend, dem Zusammenbruch nahe, stand er neben mir an Sarg und Grab. Wie ein hilfloses Kind mußte ich ihn heimführen. Er wollte sich nicht trösten lassen. Wie geistesabwesend ging er zwei Tage lang, immer nur mit kurzen Unterbrechungen, von Zimmer zu Zimmer, aß und trank nicht. Wie ein plötzlich eingetretener herber Frost das Leben der Herbstblumen durchschauert und den treibenden Saft zum Stillstand bringt, so schien auch der Mutter Tod jede Willenskraft und Lebens-

freude in ihm ausgelöscht zu haben. Sein Urlaub war abgelaufen.

‚Suche Trost in der Arbeit. Lerne überwinden,' bat ich.

‚Ich kann nicht Vater. Ich bleibe bei dir. Du sollst dein Leid nicht allein tragen,' entgegnete er.

‚Mein Leid ruht in Gottes Hand. Er ist mein Trost und meine Hilfe. Lege das deine dazu und laß Gott dir helfen. Gedenke daran, daß unser Mütterchen der Glücklichsten eine war in der Stunde, in welcher du ihr selbst die frohe Kunde mitteiltest, du wolleſt ein Diener am heiligen Evangelio werden. Willst du ihr nun die Freude rauben? Vergiß nicht, sie lebet, wiewohl sie gestorben ist,' mahnte ich. Nach einem Weilchen stillen Hinbrütens fuhr er mit der Hand über die Augen, wie einer, der etwas Unangenehmes, Schweres hinwegscheucht und sagte mit bebender Stimme: ‚Du hast recht wie immer, Vater. Auch droben soll das gute Mutterherz Freude an mir haben. Ich habs versprochen. Gott stehe mir bei.' — ‚Amen!' setzte ich hinzu.

Er war gegangen. Sein Aussehen machte mir Sorge. Wie wenn der Herbst, den Sommer überspringend sich in den lachenden Lenz stürzt und der in junger Pracht und Blüte prangenden Natur seinen Stempel aufdrückt, so war ihm geschehen. Sei-

ne Fröhlichkeit hatte über Nacht einer besorgniserregenden, überernsten Reife Platz gemacht. Nach etwa drei Monaten kam er zurück, bleich, hohlwangig, innerlich und äußerlich geknickt, wie ein Schiffer, der mit zerbrochenem Ruder gegen hochtürmende und wildwogende Wellen gekämpft und endlich mit letzter Kraft sein Schiff ans Ufer gebracht hat.

‚Vater, ich kann nicht mehr. Die Enge des Lehrsaals erdrückt mich. Der Bücherstaub erstickt mich. Mein Gehirn drückt bleischwer. Ich erliege im Kampf mit mir selber. O, daß ich dir diesen Schmerz bereiten, deine Freude, deine Hoffnungen zerstören muß,' klagte er.

Wie eine Wolke, welche das Schweben verlernt und nun langsam und doch, ach! so schwer herniedersinkt, senkte sich das Mitleid um den zu meinen Füßen sitzenden Sohn in mein müdes von Schmerz zerwühltes Herz. Nach kurzem aber heißem Kampf mit mir selber — ach! es hält ja schwer, lang gehegte und freudig gepflegte Hoffnungen ins Grab zu senken — zog ich ihn an meine Brust und sagte: ‚Weine dich aus. Ich weiß, was du leidest. Zwingen kann und will ich dich nicht, denn Gott kann keine gezwungenen Arbeiter in seinem Weinberge gebrauchen. Gönne dir einige Tage Ruhe und ich will Gott deine Sache vorlegen. Er wird schon Mittel

und Wege finden.' Nachdem er sich beruhigt, erhob er sich und mit einem fast tonlosen ‚Danke dir, lieber Vater,' ging er in sein altes Schlafkämmerlein, wo er so manchen fröhlichen Traum geträumt und manchen schönen Zukunftsplan geschmiedet hatte. Nun sagen Sie mir ehrlich, was würden Sie in solcher Lage getan haben?"

„Sie Aermster! das weiß ich nicht, keiner kann das wissen, der nicht ein gleiches durchgemacht. Und wenn jemand behauptet, er hätte es anders gemacht, der liefert den Beweis, daß er weder sein Herz noch das Leid kennt, welche, wenn vereint, alle menschliche Philosophie zuschanden machen," antwortete ich.

„Ihr Wort ist mir Oel für meine Wunde, die noch immer nicht verheilen will," sagte er darauf. „Zerpflückte Blüten, vereitelte Hoffnungen, — der Lebensweg ist voll davon! achtlos schreiten viele vorüber oder treten darauf, gefühllos, unbarmherzig, nicht ahnend, daß einst ein Lebensglück dran hing. Daß sich Gott erbarme!"

„So ists! denn:

‚Manch Blümchen hart am Wegesrand
Litt sturmgeknickt, trugs stumm und starb, —
Weils nicht gepflegt von zarter Hand
Zertrats der Fuß und es verdarb
Am harten Wegesrand,
Vergessen und verkannt!' "

Und auch das folgende Dichterwort bleibt wahr:

Unglück und Glück

Unglück ist des Glückes Schatten,
Eins kommt nie allein;
Auf des Lebens grünen Matten
Wandeln sie zu zwein.

Füllt das Glück dir heut die Hände,
Stehe auf der Wacht!
Unglück schleicht herbei behende
Leise wie die Nacht.

Nur der weiß vom Glück zu sagen,
Der das Unglück kennt
Und es mutig kann ertragen,
Wenns auch Wunden brennt.

Wienand

III. Teil.

Ertrage du's, laß schneiden dir den Schmerz
Scharf durchs Gehirn und wühlen hart durchs Herz—
Das ist der Pflug, nachdem der Sämann sät,
Daß aus der Erde Wunden Korn entsteht.

Korn, das der armen Seelen Hunger stillt —
Mit Korn, o Vater, segne mein Gefild:
Reiß deinen Pflug erbarmungslos den Pfad,
Doch wirf auch ein in seine Furchen Saat!

Ferdinand Avenarius.

Andere Bahnen.

Die Jugend, die frohe Jugend, sie hält den Zauberstab, welcher auf der grauen Nebelfläche lichte, sonnige Bilder zaubert, in der Wüste Gärten baut und Blümchen sprießen läßt, zwischen welchen sie wonnig träumend lustwandelt, bis ein niederfahrendes Gewitter alles zerstört und dann — zaubert er Neues hervor. Glückselige Jugend! Auch meinem Sohne sah man ihre Macht an, als er in der Morgenfrühe, zu einem Spaziergang in die taufrischen Berge gerüstet, mir den Morgengruß entbot. Wie von einem schweren Alp befreit, stand er, neuen Glanz im Auge, ein süßes Lächeln um die Lippen, hoch aufgerichtet vor mir.

‚Ich habs, Vater!' rief er mir zu.

‚Was denn, mein Sohn?'

‚Ich gehe nach N. und trete dort in irgend ein Geschäft ein. Ein williger und tüchtiger Mensch findet allerwärts sein Brot. Dank der guten Erziehung, die du mir angedeihen ließest, kanns nicht fehlen. Bist dus zufrieden, Vater?'

Beneidenswerte Jugend! Er hats. Und ich klagte, wie einst Petrus: ‚Wir haben die ganze Nacht

gearbeitet und nichts gefangen.' Ja, die ganze Nacht hatte ich gesonnen und überlegt, Pläne erdacht und Pläne verworfen und nichts erreicht. Nur eines war mir klar: Im Städtchen konnte er nicht bleiben. Er wäre eine willkommene Zielscheibe des Spottes derer geworden, welche geweissagt haben: ‚Ein Prediger wird er nie. Der schwarze Rock allein tuts nicht. Blut bleibt Blut. Art läßt nicht von Art.' Weiter kam ich nicht; bis zur Großstadt N. reichten meine Gedanken nicht. Was Wunder, daß ich seine Gedanken wie eine Offenbarung freudigst begrüßte. Doch die Sorge, die quälende Sorge stellte sich daneben und rief mir zu: ‚In die Großstadt willst du ihn ziehen lassen, wo alle Straßen mit Gefahren gepflastert sind. Wo sich ihm keine liebende Hand entgegen steckt, kein zuverlässiger Freund sich seiner annimmt? Ihn, dessen ganzes Wesen dem schwanken Rohre gleicht? Hast du ihn so wenig lieb?' — Da hörte ich auch schon wieder seine helle Stimme, so zuversichtlich, so hoffnungsfroh: ‚Du bists zufrieden, Vater, nicht wahr?'

Noch von der Sorge gepeinigt, fragte ich: ‚Sage mir, wie denkst du dir das?' Und zu meinem freudigen Erstaunen, wurde ich gewahr, daß er auch bereits einen Weg aus dem Nebelland heraus gefunden hatte. Es ist doch ein liebes Himmelsgeschenk,

daß die Jugend neben einem verwehten Pfad, sofort andre entdeckt, welche zu blumigen Auen führen.

‚Du hast doch einen Amtsbruder, einen früheren Studiengenossen dort. Ihm teilst du offen und ehrlich mit, wie es um mich steht und bittest ihn, mir zur Erlangung einer Stellung behilflich zu sein. Ich hätte dann Familienanschluß und einen Berater zur Seite und brauchte nicht im Dunkeln zu tappen, welches in einer Stadt wie N. für einen jungen Menschen nicht ohne Gefahr ist,' antwortete er zuversichtlich.

Nach einigem Ueberlegen tat ich, wie gewünscht, wahrheitsgetreu, nichts beschönigend. Nach Wochenfrist kam die Antwort: ‚Schicke ihn mir sogleich. Er kann als Buchhalter in einem großen Geschäfte ankommen. Zeigt er sich tüchtig, ist sein Fortkommen gesichert. Alles andre überlaß mir und unserm himmlischen Vater.' Mit der Mahnung: ‚Nun mache Ernst. Zeige dich als Mann und Christ!' ließ ich ihn ziehen. Von weiteren Ermahnungen nahm ich Abstand. Bisher hatten sie wenig gefruchtet und mein Herz war darüber matt geworden.

Im Pfarrhause zu N. hatte er freundliche Aufnahme gefunden; für mich eine große Beruhigung. Seine Arbeit sagte ihm zu und seine Arbeitgeber gefielen ihm. Nach einigen Monaten schrieb mir mein

Kollege: ‚Ich habe meine Freude an Deinem Gotthelf. Fleißig im Geschäft und fleißig in der Gemeinde ist er. Sein Einfluß auf die Jugend ist spürbar. Sein Beispiel feuert an zur Nachahmung. Jedermann hat ihn gerne.' Und dennoch konnte ich mich zu keiner rechten Freude aufschwingen. Es ging ihr wie einem Vögelein, dem die Flügel zerbrochen sind. Finstere Schatten stiegen aus der Vergangenheit herauf und erschreckten sie. Ich schalt mich töricht, undankbar, aber verscheuchen ließen sie sich nicht. Der hoffnungsfreudige Glaube kämpfte mit dem argwöhnischen Zweifel. Ihn zu bekämpfen hielt ich mir das Wort Jakobi vor: ‚Denn wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde,' und flehte dann mit dem Manne im Evangelio, dessen Sohn einen sprachlosen Geist hatte: ‚Ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben!' und darnach vermeinte ich die Stimme des Heilandes zu hören: ‚Meine Stunde ist noch nicht gekommen!' Daß sie kommen werde, daran zweifelte ich nicht, aber — ‚Herr, wie lange?' seufzte ich im stillen. Wahrlich, eine schwere Prüfung: zu glauben und doch seines Glaubens nicht froh werden zu können!"

„Und doch sind solche dürre Glaubensstunden," unterbrach ich den Erzähler, „Stunden des Segens. Die Aue lechzet nie stärker nach dem Tau des Himmels als in der Dürre und das Herz nie mehr nach der Gnade Gottes, als wenn es des Glaubens nicht froh werden kann. Die Aue mag durch langanhaltende Dürre veröden, der Glaube, wenn rechter Art, erstarkt und spricht:

‚Wenn ich auch gar nichts fühle
Von deiner Macht,
Du führst mich doch zum Ziele
Auch durch die Nacht.' "

„So ists," antwortete er, „und wäre es nicht so, wäre Verzweiflung unser Los. Als Gegenmittel und zugleich als Hoffnungsanker, ‚reicht Gott uns Glauben dar'; der hält uns auch im schwersten noch so beängstigenden Sturme über Wasser und läßt uns nicht zerschellen am Strand und Felsenriff. Doch — nach etwa Jahresfrist schrieb mir mein Sohn, er habe, um näher dem Geschäftshause sein zu können, eine andere Wohnung bezogen. Die Verbindung mit der Gemeinde, in welcher er einen großen Freundeskreis habe, halte er jedoch aufrecht und gehe seinem Pastor, dem er großen Dank schulde, treu zur Hand. Dieser Brief vermehrte das ‚Hangen und Bangen in schwebender Pein' und es steigerte sich

durch eine baldigst folgende Mitteilung meines Kollegen, laut welcher zwar nur Gutes über Gotthelfs Betragen berichtet, aber die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß der eigentliche Grund des Wohnungswechsels eine Liebschaft mit einem Mädchen sei, welche, nach seiner Ansicht, ihm nicht zum Heile dienen könne."

Ferien.

„Alle Welt hat Ferien, die Scheuerfrau, der Hausdiener, der Geschäftsmann, der Gelehrte. Ich bin nie damit beglückt worden. Der Glaube, daß die Pfarrer nur am Sonntag einige Stündchen ‚was zu sagen haben' und beim Kinderunterricht mehr fragen als sagen, ist bei vielen so tief eingewurzelt, daß sie meinen, darauf selig leben und sterben zu können. Wäre der Glaube in geistlichen Dingen so stark, könnte man sich wohl darüber freuen. Die Tatsache, daß das nervenaufreibende Rennen und Jagen im Dienste des goldnen Kalbes eine Ausspannung aus dem Joche verlangt, läßt sich ja nicht leugnen. Ich bin der letzte, welcher ‚die Glücklichen' darum beneidet. Nur was ich nicht verstehen kann, ist, daß die größte Zahl der Erholung Suchenden nicht nur ihre Geschäftssorgen, sondern auch ihren Gott und ihr Christentum daheim lassen, um ungestört und frei mit dem Strome zu schwimmen. Ihr Licht ist unter den Scheffel gestellt. ‚Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen?' fragt der liebe Heiland. Mein Sohn nahm seine Ferien zu Ende des Sommers. Ein herrlicher Sommer wars. Die Natur schwelgte süßträumend im reichen,

goldigreifenden Ernteſegen und umſchloß, liebkoſend wie eine glückſelige Mutter, alles was da lebte und webte. Vom goldſchimmernden Frührot bis zum purpurflimmernden Abendrot war ihr Lobgeſang:

‚Gott, Gott hat alles wohl bedacht,
Und alles, alles wohl gemacht,
Gebt unſerm Gott die Ehre!'

Mein Sohn hatte das Vaterhaus als paſſendſten Ort erkoren, der Ruhe zu pflegen. In dem ſtillen ländlichen Städtchen, umſchloſſen von einem Kranze fruchtbarer Felder und ſchattenreicher Wälder, fern vom Geräuſche des großſtädtiſchen Lebens mit ſeinen ſtetig dahinwälzenden haſtenden Menſchenſtrömen, hoffte er ſich ganz wieder zu finden. Seine Wahl war wohl die richtige. Nicht die grauen Mauern der Stadt, nicht die Kunſtgebilde der Menſchen weiten das Herz, ſalben den Sinn, dies Recht hat ſich die Natur vorbehalten. Der Maler, der Dichter, jeder wahre Künſtler lauſcht ihr das Leben ab und an ihrem Buſen wachſen dem Genius die Schwingen. Da iſt Nährkraft, Labung für den Geiſt, für den Körper.

Wir haben in den erſten Tagen unſeres Beiſammenſeins über vieles geſprochen und ich freute mich ſeines Verſtandes und ſeiner Antwort. Nur eins

wurde nicht berührt, seine durch meinen Amtsbruder angedeutete Liebschaft. Ich erachte es nicht weise, einem Kinde etwas abpressen zu wollen. Vertrauen erweckt und nährt Vertrauen. Und Herzenssachen sind gar zarte Blüten, welche sich nur entgegengebrachter Liebe erschließen. Da er sich darüber ausschwieg, durfte ich annehmen, daß es sich bei ihm nur um eine jugendliche Schwärmerei handele, von der sein Herz wenig berührt sei. Ich täuschte mich nicht. Es ist ja nicht alles Liebe, was man für Liebe hält und dem man Treue für alle Ewigkeit zuschwört. Die vielen Ehescheidungen bestätigen dies. Nicht ernst genug kann man daher die jungen leicht geblendeten Menschen mahnen:

Vorsicht brauche bei der Wahl,
Kurz der Wahn und lang die Qual.

In meiner Gemeinde war ein herziges Mädchen, eine Waise, welche in einer frommen Familie eine gute Heimat gefunden hatte. Zart von Körperbau, stillen Gemüts und christlicher Gesinnung, glich sie einer lieblichen Blume, welche einer zärtlichen Hand bedurfte, um sie lebensfroh zu erhalten. Mein Sohn hatte in den vier Wochen seines gelegentlichen Beisammenseins mit ihr eine tiefe Herzensneigung zu ihr gefaßt, welche in gleichem Maße erwiedert wurde. Eines Abends standen beide vor mir Hand

in Hand, baten um meine Einwilligung zu ihrem Herzensbunde und meinen Segen, zugleich erklärend, die Pflegeeltern legten die Entscheidung in meine Hände. Ich hatte beide lieb und wünschte beider Glück; ob sie das mit- und ineinander fänden, war mir nicht klar. Ich wollte Zeit gewinnen. Sie sollten sich erst ernstlich prüfen. Ich bestimmte daher eine vorläufige Wartezeit, ehe meine Zustimmung erfolgen sollte. Sie gaben sich schließlich zufrieden. Tags darauf nahm ich mir den Sohn ernstlich vor. Er antwortete bewegter Stimme:

‚Mein Vater, du kennst mich besser, als ich mich kenne und ich weiß, du überlegst, wo ich zu schnellem Handeln bereit bin. Wenn auch mit schwerem Herzen, so füge ich mich dem gerne, wie es einem guterzogenen Kinde ziemt, was du bestimmst. Aber sieh, ich bin, wo ich bin, der Versuchung ausgesetzt. Sie folgt mir auf Schritt und Tritt in Gestalt eines Mädchens, dessen Reize und Werbungen ich schwer widerstehen kann. Sie haftet sich an meine Fersen und versucht alles Erdenkliche mich zu fesseln. Mein Herz aber will nichts von ihr wissen. Unglücklicherweise für mich ist sie die Nichte meines Vorgesetzten und Geschäftsleiters, der eine Verbindung zwischen uns zweien nicht ungerne zu sehen scheint. Vielleicht bringts mich um meine Stellung, wenn ich ihr nicht

gefällig bin. Aber ich will ihr entgehen und vermag es nur, wenn ich mich wo anders binde und wo nun hier mein Herz laut spricht, glaube ich sicher meine Ruhe und mein Glück zu finden. Sei nicht hart, kürze die Prüfungszeit.'

‚Ich danke dir für dein Vertrauen, mein Sohn,' antwortete ich ihm, ‚wenn es aber jenem Mädchen gelingt, dich um deine Stelle zu bringen, was dann?'

‚Ich finde schon eine andere, wenn auch nicht so leicht eine solch lohnende und angenehme,' entgegnete er. ‚Doch ich habe einen Plan. Mein Vorgesetzter ist ein verständiger Mann und sein mir bisher entgegengebrachtes Zutrauen gibt mir Mut, ihn in meine Herzensangelegenheit einzuweihen und seinen Rat zu erbitten. Ich glaube, er ist zu gerecht, um durch eine Verbindung zwischen mir und seiner Nichte zwei Menschen unglücklich zu machen. Seine Antwort teile ich dir dann sogleich mit.'

‚Tue das, mein Sohn. Bis dahin heißts geduldig warten und Gott vertrauen.'

Matthias Claudias behält ja Recht, wenn er sagt:

„Die Liebe hemmet nichts, sie kennt nicht Tür noch [Riegel,
Und dringt durch alles sich;
Sie ist ohn Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel
Und schlägt sie ewiglich."

Belohntes Vertrauen.

„Woche um Woche war vergangen und noch immer kam kein Lebenszeichen von meinem Sohne. Seine Auserwählte hatte auch nur einige Zeilen erhalten mit der Bitte, nicht an seiner Liebe und Treue zu zweifeln. Eine bedeutsame Arbeit im Geschäfte, die seine ganze Kraft benötige, nehme ihn vollends in Anspruch. Ende der vierten Woche kam ein ausführlicher Brief, der selbst mein Herz zum Danke stimmte. Er lautete:

‚Mein lieber Vater!

Wie wunderbar sind Gottes Fügungen! Mit bangem Herzen, schied ich von Dir, mit jubelndem Herzen schreibe ich Dir diese Zeilen. Sobald ich mich wieder zur Arbeit eingestellt, kam, freundlich wie immer, mein Vorgesetzter zu mir und sagte: „Ich habe Sie sehnlichst erwartet, fast hätte ich Sie vor Ablauf Ihrer Ferien zurückgerufen. Eine für unser Geschäft sehr wichtige Arbeit harrt Ihrer. Kenntnis, Geduld und Umsicht erfordert sie. Sie haben unser volles Vertrauen. Wollen Sie sich der Arbeit unterziehen? unser Dank wäre Ihnen sicher."

Ich sah darin einen Fingerzeig von oben und antwortete: „Wenns in meinen Kräften steht, von Her-

zen gerne." — „Danke Ihnen. Bitte, bemühen Sie sich in mein Privatzimmer," sagte er. Nachdem die Angelegenheit eingehend besprochen, erklärte ich mich mit Freuden bereit. Die Arbeit reizte mich. Sie gab mir Gelegenheit meine mathematischen Kenntnisse wieder aufzufrischen. In meinen Freistunden war ich wieder fleißiger Student, um in den Arbeitsstunden ein tüchtiger Arbeiter zu sein. Diese Arbeit schützte mich vor der Dir bekannten Versuchung. Auf ihr Gelingen baute ich meine Hoffnung. Gott half. Nachdem die Arbeit zur vollen Zufriedenheit meines Vorgesetzten erledigt, lud er mich zu einem „gemütlichen Abend" in seine Wohnung ein. Mit der Anwesenheit seiner Nichte hatte ich nicht gerechnet und doch sollte mir diese zu meinem Ziele helfen. Das freundliche Entgegenkommen der Familienglieder tat mir wohl. Nachdem der Hausherr mir seinen und der Firma Dank für meine vortreffliche Arbeit ausgesprochen, übergab er mir als Zeichen der Anerkennung ein Geschenk von $100.00 und Aussicht auf baldige Erhöhung meines Gehaltes. Mein Herz war aufs freudigste gestimmt und wäre es nicht für die auffällige Aufdränglichkeit der Nichte gewesen, müßte ich den Abend zu den glücklichsten meines Lebens rechnen. Der Hausherr bemerkte zubald meine höfliche Abwehr gegen die Nichte und meine sicht-

liche Verlegenheit, in welche sie mich brachte. Er sprach daher zu derselben in sehr bestimmtem Tone: „Herr .... ist unser Gast, liebes Kind, und du wirst gestatten, daß auch wir etwas von ihm haben wollen. Zudem habe ich mit ihm noch Wichtiges zu beraten und belege ihn infolge dessen für den weiteren Teil des Abends mit Beschlag.“ Und sein Privatgemach öffnend, setzte er hinzu: „Bitte, treten Sie hier ein. So — nun wollen wir ungestört plaudern.“ Nachdem wir einiges Geschäftliche besprochen, fuhr er fort: „Und nun eine Frage, unter gewissen Umständen wäre sie nicht angebracht und nicht schicklich, aber da es ein Glied meiner Familie betrifft, ist sie wohl entschuldbar.“ Er bemerkte meine Unruhe, welche diese Worte bei mir hervorgerufen und sagte: „Wenn es Ihnen jedoch nicht angenehm, kann sie unterbleiben. Wir wollen uns den Abend nicht verderben.“ Mich ermannend und ihn offen und frei ins Auge schauend, sagte ich: „Mein verehrter Herr, Vertrauen für Vertrauen, so geziemts dem Manne. Ich will Sie der Frage überheben. Ich kam aus den Ferien zurück mit der festen Absicht, unaufgefordert in einer Herzensangelegenheit mit Ihnen Rücksprache zu nehmen; wegen der nun glücklich vollendeten Arbeit mußte ichs jedoch unterlassen. Ich achte Ihre Nichte, aber

mein Herz spricht nicht für sie. Ich liebe eine andere. Einem Waisenkind hat sich mein Herz zugewandt. Sobald ich eine gesicherte Stelle habe, möchte ich sie heimführen. Ich erbitte Ihren Rat. Es handelt sich um das Glück zweier Menschen."

„So habe ich Sie noch lieber, mein junger Freund," sagte er fast väterlich. „Wenn ich auch eine Verbindung mit meiner Nichte gerne gesehen hätte, denn Sie sind ein tüchtiger und brauchbarer Mann, so muß ich doch unter solchen Verhältnissen ernstlich abraten. Wo das Herz nicht bei der Sache ist, blüht kein Glück. Liebelose sind unglückliche Ehen. Sie rauben dem Manne Schaffensfreudigkeit und Tatkraft. Sie haben in unserer Fabrik schon manchen einst tüchtigen und nützlichen Mann, zu unserm tiefsten Bedauern, untüchtig und unbrauchbar gemacht. Gott behüte Sie davor. Aber wie soll ich Ihre Bemerkung verstehen wegen der gesicherten Stellung? So lange Sie Ihre Pflicht tun, ist Ihnen die jetzige gewiß sicher."

„Ich befürchtete, offen gestanden," entgegnete ich, „daß der Einfluß Ihrer Nichte, wenn sie meine Absicht erfährt, mir schaden könnte."

„Hm! nach dem, was ich heute Abend beobachtet habe, ist sie es, die da wirbt und zwar in einer Weise, die nicht nach meinem Geschmack ist. Ich

habe mir bereits vorgenommen, sie auf das Unschickliche ihres Benehmens aufmerksam zu machen. Von der Seite aus haben Sie also nichts zu befürchten. Uebrigens entscheidet in unserm Geschäfte die Tüchtigkeit eines Menschen, nichts anderes. Wir möchten Sie gerne behalten. Gilt Ihnen mein Rat etwas, so heiraten Sie bald."

Mein Dank kam aus ganzem Herzen. Lächelnd bemerkte er: „Wer mit einer jungen, glühenden Liebe im Herzen eine schwierige Arbeit mit solchem Eifer und solcher Ausdauer bemeistern kann, wie Sie es getan, ist ein ganzer Mann. Ich gratuliere Ihnen!"

Nachdem wir, zur Familie zurückgekehrt, uns noch körperlich gelabt und aufs angenehmste unterhalten hatten, ging ich, einer der Glücklichsten, heim. Und nun, lieber Vater, der Rat meines Vorgesetzten ist: „Heiraten Sie bald!" In einigen Wochen bin ich daheim und Du wirst unsern Ehebund einsegnen.

Dein heiratslustiger und Dir ewig dankbarer
Gotthelf.'

„Und so geschahs," erzählte mein pastoraler Zeitungsverkäufer weiter. „Ich war besiegt und alle Bedenken mußten schweigen. In meinem Hause fand die Hochzeit statt, still, ernst, christlich, feier-

lich. So wollte er es. Bald darauf zog ein glückliches Paar von dannen. Ein kosiges Heim nahm es auf. Der Vorgesetzte meines Sohnes begrüßte es unter der Tür, um, wie er sagte, mit seiner Gegenwart und anderen, noch nützlicheren Sachen, die Freude zu erhöhen und den Vater kennen zu lernen, dem er solch tüchtigen Arbeiter und lieben jungen Freund verdanke. Denn anders wollten die Kinder es nicht, ich mußte die Hochzeitsreise mit ihnen machen, die erste und wohlverdiente meines Lebens, wie scherzend der Sohn erklärte. Nachdem ich mich einige Tage im Glücke meiner Kinder gesonnt hatte, kehrte ich wieder heim, im Herzen ein glücklicher Mann nach vielen und schweren Sorgenjahren, der Hoffnung lebend, daß die Liebe, welche die beiden Kinder verband, wie ein Cherub mit einem bloßen, hauenden Schwerte, dem von dem Vater dem Sohne Vererbten den Zugang zu ihrem Eheparadiese verwehren werde.

‚Die nächsten Ferien verbringen wir wieder bei dir und dann plaudern wir vom reichen, süßen Glück zweier Menschenkinder, welche durch Gottes wunderbare Fügung ganz die deinen geworden sind,' hatte mir in übersprudelnder Glückseligkeit mein Sohn beim Abschied nachgerufen. Er hielt Wort."

Nach Jahresfrist.

„‚Da hast uns, lieber Vater,' scholl mir sein Gruß entgegen, als er Ende August mit seinem Weibchen ins Haus stürmte und er, dasselbe voll lachender Lust an meine Brust schiebend, uns beide mit Armen umschlang. ‚Ein Bild zum Küssen,' setzte er hinzu und ließ den Worten die Tat folgen. Wie lichter, goldener Frührotschein sprühte die innere Freude aus beider Augen. ‚Die schönste Zeit im Jahre, die herrliche Gottesnatur zu genießen,' jubelte er, ‚und ich werde ausgiebigen Gebrauch mit Verlaub meiner Eheliebsten davon machen. Das Stubenhocken wird mir manchmal recht schwer, zumal wenn die Sonne so verlockend ins Zimmer schaut. Nun will ich mal wieder ordentlich Sonne trinken, Licht atmen, Luft schöpfen unter dem blauen, klaren Himmel der Heimat.' Und er machte Gebrauch davon. Es ging zurzeit durch die große in Erdgeruch und Früchteduft schwelgende Ruhe der Natur wie ein Ton verhaltener weihevoller Gefühle. Die Bäume, welche sich anschickten, das farbenbunte Herbstkleid anzulegen, flammten beim Sonnenuntergang in Purpurpracht, als jauchzten sie beim nahen Abschiednehmen schon dem Wieder-

sehen zu. Und die grünen Matten und Wiesen, schon stark durchwirkt und durchwoben von knospenden Herbstzeitlosen gaben sich der erlöschenden Abendröte mit solcher Inbrunst hin, daß sie wie von innen her erglühten. Wahrlich, ein herrlicher Uebergang vom lachenden Sommer in den ernsten Herbst.

In den ersten Wochen tummelte das junge Paar fleißig in den Bergen und Wäldern hüpfend, springend und Freude schäumend wie die klaren Waldbäche. Und zuhause hausten sie wie Turteltauben. ‚Gelt, Vater, so viel Glück hat dies alte Haus nie zuvor in seinen Mauern beherbergt,' pflegte mein Sohn zu sagen, wenn er meinen Blick versonnt und traumselig auf ihnen ruhen sah.

„Ach, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe."

war in solchen Stunden mein heißester Wunsch. Aber — wie spricht doch Schiller?:

„Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun."

Hier hatte er nur zu wahr gesprochen. Es war anfangs der dritten Woche als Ella, sinnend und süßen Träumen nachgehend am Fenster stehend, mit

dem qualvollen Ausruf: ‚O Gott!' wie von einer Natter gestochen zurückfuhr, die Hand auf das Herz gepreßt, als ob dasselbe plötzlich eine tiefe Wunde erlitten hätte. In einer Schrift vertieft, hörte ich den Schrei. Mit starrem, weitgeöffnetem Auge schaute sie wie geistesabwesend in die Weite.

‚Was ist dir, Kind?' fragte ich besorgt. ‚Du willst mir doch nicht erkranken?'

‚Nur ein Schwächeanfall, Vater,' gab sie, sich zur Ruhe zwingend, ausweichend zurück, ‚er wird bald vorübergehen. Sei ohne Sorge.'

Von dem Augenblicke an war sie wie umgewandelt. In ihrer Seele war ein stilles Bangen und Weinen, es sprach eine tiefe Traurigkeit aus ihren Augen. Mein Sohn, von einem Spaziergang zurückgekehrt, bemerkte den stummen fragenden Ausdruck sofort und fragte geängstet, besorgt: ‚Ist dir was geschehen, Ella?'

‚Ach, nichts, nichts! morgen wirds wohl vorüber sein; ich will mich jetzt zur Ruhe begeben, ihr entschuldigt, nicht wahr?' mit diesen Worten ließ sie uns beide, vor einem Rätsel stehend, allein.

Wir saßen noch lange beisammen und suchten nach einer Erklärung für diese plötzliche Veränderung in ihrem Wesen. Vergebens. So überlie-

ßen wir es der schmerzstillenden und quallindernden Nacht, ein heilsames Werk zu vollbringen. Am kommenden Morgen begrüßte sie mich wie zuvor, nur die dunkel umränderten Augen verrieten eine durchkämpfte Nacht. Einen vom Sohne vorgeschlagenen Spaziergang schlug sie aus, eine Müdigkeit vorschützend. Spät am Nachmittage jedoch erschien sie zum Ausgange bereit. ‚Vater, ich will nur noch ein Stündchen frische Luft schöpfen, dann bin ich wieder dein Singvögelein,' erklärte sie lächelnd.

Etwa eine halbe Stunde Wegs außerhalb des Städtchens ist ein dichter, schattiger Wald; ein munteres Bächlein, seine Weisen singend, windet sich hüpfend hindurch; eine Brücke führt darüber hin. Das war ihr Lieblingsort. Dahin richtete sie ihre Schritte. Anderthalb Stunde später kam sie zurück, bleich, verstört und müden, schleppenden Schrittes. Ohne Gruß und Wort ging sie auf ihr Zimmer. ‚Sie hat sich wohl zuviel zugemutet,' sagte ich mir. ‚Ruhe wird ihr wohl tun.' Ich hatte einen Krankenbesuch zu machen, ging und blieb länger aus, als ich beabsichtigt hatte. Ein Pastor kann ja nie bestimmt sagen, wann er wieder heim kommt. Sein Bleiben hängt gar zu oft von der Redeseligkeit anderer ab. Er muß stille

halten, auch wenns unter seinen Füßen brennt, — dafür ist er Pastor. Rücksicht üben, ohne solche zu fordern, gehört zu seinem täglichen Brot. Geduld der Heiligen! Zurückgekehrt, kam mir Gotthelf aufs höchste erregt entgegen. ‚Vater, wo ist Ella?' rief er.

‚Sie kehrte nach einem Spaziergang zum Buchenwalde ermüdet zurück, und begab sich sofort auf ihr Zimmer,' antwortete ich scheinbar ruhig.

‚Dort ist sie nicht. Auch ihre Reisetasche fehlt. Wann fuhr der letzte Zug durch?'

‚Vor etwa einer Stunde.'

‚Und der nächste? Ich muß ihr nach. Hier waltet ein Mißverständnis, das zu unserm Unglück führen kann,' rief er händeringend, als ahne er den Zusammenhang.

‚Dann wirst du dich bis drei Uhr morgens gedulden müssen,' entgegnete ich, Unheil ahnend.

Sich zur Ruhe zwingend, erzählte er: ‚Die Nichte meines Prinzipals ist an allem Schuld. Sie ist hier. Ich hatte keine Ahnung davon, bis sie mir heute begegnete. Am andern Ende des Städtchens hat sie vor einigen Tagen eine Wohnung bezogen um, wie sie sagt, eine Nervenkur durchzumachen. Obwohl sie weiß, daß ich nichts mit ihr zu

schaffen haben mag, hat sie auf mich gelauert. Auf der Brücke im Walde stand sie, als ich mich auf dem Heimwege befand. Ich war nicht wenig erstaunt, wie sie mir entgegen kam. Sie suchte sich an meinen Arm zu hängen. Ich verwies ihr das. Ich machte ihr Vorwürfe über ihr Verhalten. Sie aber drängte sich dicht an meine Seite und schmeichelte, doch nicht gleich übel denken zu wollen. Ein wenig Liebe könne schon für sie abfallen, meine Frau brauche darum ja nicht zu kurz zu kommen. Geärgert und angeekelt infolge ihres Ansinnens schob ich sie beiseite, eilte flugs heimwärts und kam zu spät. Wahrscheinlich hat Ella uns beisammen gesehen und falsche Schlüsse gezogen. Glaube mir, Vater, ich habe mich mit keinem Gedanken versündigt,' schrie er auf in qualvollem Weh.

Ich glaubte ihm. Solcher Schmerz kann nicht lügen. Und ich wußte aus langjähriger Beobachtung, daß ein sinnliches, verliebtes Weib leicht zum bösen Verhängnis für einen rechtlich denkenden Mann werden kann. Ich suchte ihn zu trösten, aber er wollte sich nicht trösten lassen. ‚Das zarte Gemüt und die reine Seele meiner Ella kann Derartiges nicht verstehen, nicht verwinden. Ich kenne sie. O, was muß sie wohl leiden, die Aermste!'

entgegnete er. Marterschwere Stunden waren es, die er durchmachte, voller Selbstanklagen, voll der bittersten Vorwürfe und doch hatte er nichts verschuldet, als das eine, wie er immer und immer wiederholte, seine Ella daheim gelassen zu haben, während er allein im Walde herumstrich. Mit dem Frühzug reiste er ab und wiederum hielt Sorge und Kummer in Herz und Haus schmerzreichen Einzug."

Das Unglück schreitet schnell.

„Ein Ertrinkender klammert sich an einen Strohhalm, das bangende Herz an die Hoffnung. Die Liebe sie hoffet alles. Die Hoffnung, es wird sich alles zum Besten wenden, hielt mich während des Tages Arbeit und Mühen aufrecht. Auch die Hoffnungen stehen in Gottes Hand; wie er sie nicht zu Schanden werden lässet, entzieht sich menschlicher Berechnung. Am Spätabend nach der Abreise des Sohnes kam von seinem Prinzipal eine Drahtnachricht: ‚Sofort kommen. Unglück geschehen!' Der nächste Zug trug mich zu ihm hin.

‚Mein lieber Freund,' begrüßte er mich, ‚ich bin Uebermittler einer sehr traurigen Nachricht,' und mit tränenerstickender Stimme fuhr er fort: ‚Möge Gott Ihnen Kraft geben, das Schwere zu tragen. Als Ihr Sohn gestern gegen Nachmittag hier eintraf, bemerkte er bei der Kreuzung der Straße einen Menschenauflauf. Eine aufgeregte Menge umstand eine Straßenbahn, unter deren Rädern eine Frau ihren letzten Atemzug getan. Man war noch bemüht, sie hervorzuziehen, als er, sich durch die Zuschauer Bahn brechend, mit dem Aufschrei zu Boden sank: „Mein Weib! mein liebes Weib!"

Man wollte ihn entfernen, aber alles Bitten half nichts. Tränenden Auges und mitleidvollen Herzens umstand ihn das Volk. Nur dem energischen Einschreiten der Polizei gelang es, ihn wegzuführen und den zermalmten Körper der eisernen Umklammerung zu entreißen. Die liebe, so jäh der Zeit Entrissene, liegt beim Leichenbestatter W. in der Nähe der Unglücksstelle aufgebahrt. Ihr armer Sohn aber sitzt, vor Schmerz des Verstandes beraubt, gegenüber dem grausigen Ort starr und sturr. Bisher ist noch kein Wort über seine Lippen gekommen. Ob das unglückliche Weib absichtlich den Tod gesucht, oder durch Zufall ihn gefunden, weiß keiner. Man ist geneigt, das letztere anzunehmen. Ich kann mich nur für das letztere entscheiden. Nur eins verstehe ich nicht, daß sie früher, als ihr Gatte, zurückgekehrt ist. Bitte, eilen Sie nun schleunigst hin zu meinem jungen Freund und helfen Sie ihm in der schweren Stunde. Gott stehe Ihnen bei. Für die Beerdigung werde ich Sorge tragen.'

Wie vernichtet vernahm ich die grauenhafte Kunde. Zusammengesunken in einem Stuhle hörte ich sie an. Ich hätte dem Unglücksboten wohl sagen können: ‚Deine Nichte trägt die Schuld an allem,' allein ich vermochte es nicht. Weder Ankläger noch

Richter wollte ich sein. Es hieß einfach handeln. Mir wars, als hörte ich Schillers Mohr sagen: ‚Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein, ich wills erdulden!' Ich nahm alle Kraft zusammen und eilte nach der bezeichneten Stelle. Ich fand, wie mir gesagt worden. Ich legte meinen Arm um die Schultern meines Sohnes, ich bat, ich beschwor ihn, sich doch zu ermannen. Er schaute bei der Berührung auf, nur einen Augenblick, wie einer, der nicht begriff, was man von ihm wolle, dann hafteten wieder seine heißen trockenen Augen an der Stelle, wo er sein Liebstes verloren. Stunde auf Stunde zerrann. Meine Bemühungen, ihm ein Wort zu entlocken, waren vergeblich. Einem in der Nähe stehenden Schutzmann ging mein Elend zu Herzen. Er trat an mich heran und sagte: ‚Sie bedürfen der Ruhe, bitte, überlassen Sie den Aermsten mir. Ich bürge für ihn, so weit, wie möglich.' Ich gab ihm die Wohnungsadresse meines Sohnes. Dort suchte mich in der Abendstunde auch der treue und liebe Freund und Prinzipal desselben auf, um durch seine herzinnige Teilnahme mir das Schwere erträglicher zu machen, wofür ihn Gott lohnen wolle in Ewigkeit. Wie mir der Schutzmann am nächsten Morgen mitteilte, war der unglückliche

Sohn mit dem Eintritt der Nacht plötzlich verschwunden, kehrte aber früh am morgen wieder zurück. Meinen Gruß beachtete der Sohn nicht. Meine Gegenwart schien ihm selbstverständlich. Sein Auge fand nur eine Stelle. Auch am Tage der Beerdigung dasselbe. Unter Tränen bat ich ihn, seiner Ella noch einen Gruß, ein Lebewohl zu sagen. Nur bei Nennung des Namens blickte er mich an, versank aber sofort wieder in seine starre Gleichgültigkeit. Auch meinem lieben Amtsbruder und seiner Familie gelang es nicht, ihn aufzurütteln und schließlich mußten wir alles Weitere dem gnadenvollen Gott überlassen, zu dem sich die Herzen seiner vielen Freunde im heißen Flehen wandten um Hilfe und Gnade für den unglücklichen Freund. Ella war zur Ruhe gebettet. Jung und alt aus der Gemeinde, wo auch sie durch ihr stilles, bescheidenes Wesen sich viele Herzen erobert hatte, waren erschienen und wünschten ihr eine selige Ruhe. Auf ihrem Grabe blühen Blumen von Freundeshänden gepflegt. Nur einer hat sie nie gesehen, einer, der wohl das größeste Interesse daran hätte haben sollen — mein armer Gotthelf."

Leid und Freud.

„Was nun? Ihn seinem Schicksale überlassen, jetzt, wo er meiner Hilfe mehr als je bedurfte? Die Antwort gab mein durch Jahre lange Sorgen geprüftes Herz: ‚Halte, was du seiner Mutter schweigend gelobtest.' Aber wie? Ein Berufswechsel in meinem Alter ist keine leichte Sache. Ein Amt dranzugeben, welches einem durch Jahre lange Pflege zur zweiten Natur, ja mehr, zum innigsten Lebensbedürfnis geworden ist, heißt, sich bei gesundem Leibe halb begraben zu lassen. Und wer gibt alternden Männern gerne eine Stellung? Die Jugend bietet reichlich Arbeitsmaterial. Doch, es mußte sein. Der Aermste ließ sich von der Stelle, wo das Unglück geschehen, nicht entfernen. Ich kam daher zu dem Entschluß, ihm gegenüber eine Zeitungsverkaufsstelle zu eröffnen, von wo aus ich ihn beständig im Auge haben konnte. So wurde ich Zeitungsverkäufer und habe es nicht zu bereuen gehabt, obwohl es mir anfangs furchtbar schwer wurde. Man kam mir allseits freundlich entgegen und ich verdiente genug, um das tägliche Brot wohl spärlich, doch ehrlich zu erwerben. In unserem freien Lande mit seinen demokratischen Gesinnun-

gen schändet bekanntlich keinerlei ehrliche Arbeit. Und mein Sohn? Nun, Sie haben ihn ja oft genug gesehen. Fast fünf Jahre lang bei Frost und Hitze, Sommer und Winter, Regen und Sonnenschein saß er an seiner Ecke und starrte auf den Unglücksort, jeden Vormittag und in den Abendstunden, als einer, der auf ein entschwundenes Glück wartet und keinen andern Gedanken zu fassen vermag. Die übrige Zeit des Tages irrte er von Straße zu Straße ziellos, planlos, den Blick zu Boden gesenkt. Man hatte versucht, ihn in einem Armenhause unterzubringen, aber er entfloh bei der ersten sich bietenden Gelegenheit. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen ihn dort zu halten, ließ man ihn als harmlos Schwachsinnigen gewähren. Mitleidige warfen ihm gerne ein Scherflein zu. Er nahms an ohne ein Dankeswort. Ich mietete ein Zimmer und sorgte für den nötigen Lebensunterhalt. Des Morgens ging er fort, des Abends kam er wieder. Kein Wort kam über seine Lippen. Ein Nicken oder Schütteln des Kopfes, je nachdem, war das einzige Zeichen, daß er mich verstand. In einer Wirtschaft an der B'y, wo rohe, lustige und heimatslose Gesellen verkehrten, war er allabendlich vor der Heimkehr zu finden. In einer Ecke genoß er seinen Trank, hörte, was

man sich erzählte und schwieg. Man suchte ihn anfänglich zu necken und mit albernen Späßen zu belästigen, allein er ließ sich auf nichts ein. Schließlich wurde man dessen müde und ließ ihn unbeachtet. Fast fünf Jahre dasselbe. Das zehrt an Mark und Bein, aber: die Liebe erträgt alles. Mein Haar ist darüber weiß geworden, meine Augen trübe, meine Gestalt gebeugt und mein Herz . ."

„Die Furchen Ihrer Stirne sagen mirs," fiel ich ihm in die Rede. „Für das tiefe Leid eines zerrissenen edlen Herzens gibt es keine Worte und es bedarf keiner. Es schreibt seine eigne Handschrift, die nichts auslöschen kann, Achtung heischend, Ehrfurcht fordernd."

„Wohl, wohl," entgegnete er, „aber einem verständnisvollen Herzen teilt es sich dennoch in Worten mit und findet dabei eine zeitweilige Linderung der Pein. Einem an einer Kette Geschmiedeten kann es, wenn sich ein Rink lockert, nicht wohler zu Mute sein. Hätte ich Ihnen wohl sonst meine Geschichte mitgeteilt? Doch, ich bin bald zu Ende. Etwa vier Wochen sinds her, Gotthelf war über die übliche Zeit ausgeblieben. Voller Unruhe und Besorgnis harrete ich seiner. Umsomehr, weil er seit Wochen von einem heftigen Husten geplagt war. Sein leidendes Ansehen ließ auf Schlimmes schlie-

ßen. Einen Arzt wollte er nicht. Mittel, die ich ihm reichte, schlug er aus. Plötzlich vernahm ich seinen Schritt auf der knarrenden Treppe. Nicht müde, schwer wie sonst. Ich öffnete ihm die Türe und was seit jenem Unglücksfall nicht geschehen, er begrüßte mich, langsam, stotternd, wie einer, der mit Mühe Worte sucht: ‚Vater, entschuldige mein Ausbleiben. Morgen erzähle ich. Gute Nacht!' Müde lächelnd war er in seine Kammer gegangen. Mir wars, als sei mir ein Himmelsgeschenk in den Schoß gefallen. Konnte ich auch keine Erklärung für diese plötzliche Umwandlung seines Wesens finden, so labten diese wenigen Worte doch mein lechzendes Herz, wie frischer Morgentau die dürre Au. Ein neues Hoffen bewegte die alten Saiten meiner Seele und ein Dankgebet, fast jauchzend, strömte hervor himmelan. Ich öffnete das Fenster; das Streifchen des Himmels, das zwischen den hohen Häusermauern mein Auge ergötzte, war so seltsam blau, die Luft, die mein Antlitz streifte, so weich, so fein trotz des Spätherbstes, daß ich wähnte, meiner Mutter sanfte Hand streichelte mein Angesicht, wie sie es oft getan, wenn schwere Kummerwolken auf demselben ruhten, diese verscheuchend. Lange konnte ich keinen Schlaf finden. Der Morgen brach an. Von einem schweren Hustenanfall gerüttelt und ge-

schüttelt erwachte der Sohn. Früher als sonst nahmen wir unser schlichtes Frühstück ein, nicht schweigend wie sonst, sondern wie ehedem in glücklichen Zeiten. Der Bann war gewichen, das Band seiner Zunge gelöst. Die Freude ließ die Frage, wie und wer das Wunderwerk vollbracht, nicht aufkommen. Die Tatsache, ich habe meinen alten Sohn wieder gefunden, überwog alles andere.

‚Sieh, Vater,' begann er nach kurzer Morgenandacht, welcher er, wie in alter Zeit, sein Interesse zuwandte, ‚der Mensch ist fürwahr ein schwaches Geschöpf. Ein schwerer Schicksalsschlag und er liegt wimmernd und jammernd im Staube, sein Geist, sein Wille erschreckt, beraubt der Kraft, versteckt sich unter den Trümmern des zerschlagenen Ichs, wenn er sich in seinem Trotz gegen das Walten des allmächtigen Gottes auflehnt. Ich habs getan. Die Zulassung meiner Heimsuchung habe ich mit grimmem Haß vergolten. Die Schuld eines Menschen machte ich in meiner Verblendung zur Schuld Gottes. Wohin das führt, habe ich an mir selber erfahren. .Und doch hätte ich Gott danken sollen, daß er in meinem Elend mir mitleidige Menschen zugeführt, daß er mir dich gegeben hat. Ich tats nicht. Das Gute schien in mir erstickt von dem Augenblicke an, wo ich dem Trotze das Recht,

dem brennenden Herzensweh die alleinige Herrschaft über mich einräumte. Vergangene Nacht habe ich wenig geschlafen, aber viel nachgedacht und reumütig Gott um Vergebung meiner Sünde gebeten. Ich glaube fest, er hat mich nicht verstoßen, wie ichs verdient habe. Ich bin mir heute selbst ein Wunder. In mir keimen Gefühle, wie ich sie seit Jahren nicht gekannt. Ich — ich bin wieder Mensch; Vater, dein alter Knabe,' und er griff nach meiner Hand und sagte: ‚Laß sie mir, Vater, so kann ich besser erzählen, wie alles gekommen ist. Ich habe ja das Sprechen fast verlernt. Mit dem Opfer, daß du mir gebracht, hast du mich gelehrt: „Die Liebe trägt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles". Fünf Jahre lang ging ich achtlos an dieser Liebe vorüber, ich lehnte mich oft dagegen auf und doch konnte ich nicht ohne sie sein. Ich wollte dir oft zurufen, wende dich von mir, überlaß mich meinem Elend und doch brachte ichs nicht über die Lippen. Ich haßte zuzeiten die Liebe und doch hungerte mein Herz darnach. Der Trotz gegen das Schicksal, gegen Gott, gegen alle Menschen war „wie ein Mord in meinem Gebein". Man nannte mich stumpfsinnig, blöde, stumm. Ich wars nicht — ich bins nicht. Das unbezähmbare Weh und der unbändige Trotz des Herzens gefielen sich darin

und dennoch schrie ich oft auf: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen!“ mehr erlaubte der Trotz nicht, heute aber, dem Trotze zum Trotz und meinem Herzen zur Freude, füge ich hinzu: „Ich danke aber Gott durch Christum Jesum!“ Er hat mir gestern abend den Weg gezeigt, dem Elende zu entrinnen und gab mir gnädigst die Kraft dazu. Ja, „vom Herrn ist es geschehen und es ist ein Wunder vor meinen Augen“.

Du weißt ja, wie ungemütlich der gestrige Tag begann. Der feine rieselnde Regen, die scharfen, schneidenden Winde machten mir schwer zu schaffen. Durchnäßt und fröstelnd zwang mich der Trotz, auf meinem traurigen Posten zu verharren. Oft schielte ich zu dir hinüber. Mein Wunsch, du würdest dich nicht allzulange der Unbill der Witterung aussetzen, blieb unerfüllt. Zum ersten Male seit Jahren fühlte ich den Stachel im Gewissen, daß ich dir durch meine Verbissenheit ein großes Unrecht zufüge und dein Liebesopfer erschwere. Der Gedanke marterte mein Herz und Gemüt und erweckte in mir Gefühle, die mir vollends fremd geworden waren. Nun, auch der Tag ging zu Ende. Es wird dir aufgefallen sein, daß ich während den Nachmittagsstunden nicht von meinem Platze wich. Es war deinetwegen. Deine Sorge um mich ward

meine Sorge um dich. In der Dämmerung ging ich, wie seit Jahren, in die Wirtschaft an der B'y, um mich zu wärmen. Allein diesmal ward mir der darin herrschende Ton gar bald lästig. Planlos weiter eilend kam ich zur Bowery Mission. Eine lange Kette bleicher, frierender, hungriger Männer stand wartend in der Nähe, wie immer. Da vernahm ich, wie einer aus der Reihe zu seinem Nebenmann sagte: „Siehe, da kommt noch einer, scheinbar elender, hungriger als wir, wir wollen ihm zwischen uns Platz machen" und sofort griff er nach meiner Hand und zog mich heran. Auch diese heimatlosen, traurigen Gestalten haben Mitleid und Nächstenliebe für ihresgleichen im Herzen. Bald öffneten sich die breiten Türen. Willenlos ließ ich mich hineinschieben und setzte mich auf eine der nächsten Bänke. Die Andacht wurde mit dem Gesang eröffnet: „Jesu, Heiland meiner Seele", dann folgte ein schlichtes, ernstes Gebet. Ob ich mitgesungen, weiß ich nicht, aber das Gebet löste die Rinde meines Herzens, die Lippen bewegten sich und ich, Vater, ich betete mit und mein Gebet war wie ein verhaltener Herzensschrei um Erlösung aus den Banden, die mich umfangen hielten. Wie aus einem bösen, schrecklichen Traume erwacht, lauschte ich dann einer kurzen Ansprache

über die Worte: „Jesus nimmt die Sünder an". Und dabei war mirs, als ob ich das Auge Jesu auf mich ruhen sah, so wehmütig, traurig, wie es wohl einst auf Petrus im Hofe des Hohenpriesters geruht haben mag. Ich wartete nicht, bis Speise und Trank verabfolgt worden waren, sondern ging hinaus und weinte bitterlich — Reuetränen, Petrustränen. Ich gedachte sodann des verlorenen Sohnes, „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße," sprach eine Stimme in meinem Herzen. Und draußen unter dem Sternengezelt habe ichs getan. Wenn es wahr ist, — ja, es muß wahr sein! — was Gott durch Prophetenmund gesprochen: "Ja, mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht in deinen Missetaten. — Ich aber vertilge deine Missetat wie eine Wolke und deine Sünde wie den Nebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich" dann bin ich erlöst, denn die Wolke ist zerrissen, die über mir lag, der Nebel ist von mir genommen, der meine Sinne bedrückte. Ich sahe wieder das helle Sonnenlicht.'

Und während er unter Tränen, Tränen freudigen Dankes und Lobes mit einem ‚Gott sei gepriesen!' seine Erzählung schloß, stahl sich die Sonne

durch die hohen Häuserwände, warf ihre Strahlen durchs Fenster und umflutete das Haupt meines verlorenen und wiedergefundenen Sohnes, als wollte sie ihm die selige Gewißheit bringen: ‚Was Gott zusagt, das hält er gewiß.' Ich habe in meinem langen Leben bei Freude und Leid manches Gebet aus tiefstem Herzensgrunde zum Vater im Himmel gesandt, aber alle zusammengenommen dünken mich heute ein schwacher Schall gewesen zu sein, gegen das Gebet, welches ich an diesem Morgen für die wunderbare Seelengenesung und die endliche Erhörung vieler heißen Gebete zum Throne der Gnade schickte. Von allen weihevollen Stunden vor dem Angesichte Gottes ist und bleibt mir diese die weihevollste, glücklichste, bis ich meinen Gott und Heiland schauen werde von Angesicht zu Angesicht. Wonneselig, unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens, klang aus unser beider Herzen und Mund das Bekenntnis: ‚Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!' Manche wollen sich solche Segensstunden für die Ewigkeit aufbewahren, wir hatten sie hier und werden droben nicht schweigen. Wie töricht sind wir Menschen oft, die rechte ‚Freude in dem Herrn' auf ‚eine gelegenere Zeit' zu verschieben!"

Der weiche, freudeausströmende Klang seiner

Stimme, der sanfte, warmstrahlende Glanz seines Auges drangen mir tief in die Seele und sagten mir, hier ist die Mahnung nicht mehr nötig: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist, wohl dem, der auf ihn trauet!“ Hier ist der Vorschmack der ewigen Freude offenbar. Doch konnte ich mich nicht enthalten, ihn mit dem Schriftwort zu unterbrechen: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des ewigen Lebens empfangen.“

„Ja, aber ohne Verdienst, aus lauter Gnaden; denn ohne die Hilfe von oben ist die Bewährung ein fragliches Ding,“ antwortete er. Fortfahrend erzählte er dann:

„Zur Verwunderung vieler war mein Sohn an diesem Tage nicht an seinem Ort und mancher steckte die schon hervorgesuchte Gabe wieder in seine Tasche. Er hatte anderweitig zu tun. Ein innerlich erneuter Mensch hält auch auf sein Aeußeres. Als er mir am folgenden Tage beim Zeitungsverkauf zur Hand ging und sie hörten, ‚er redete recht‘, wuchs ihr Erstaunen und das Fragen wollte kein Ende nehmen. Allerdings gab es auch böse Zungen, welche dem ‚stummen Bettler‘ allerlei unedle Beweggründe unterschoben, jedoch die, welche seine Geschichte kannten und nie ohne ein Zeichen des Mitleids an ihm vor-

beigegangen waren, wiesen die Afterredner in ihre Schranken, allen voran sein einstiger Geschäftsherr, der jede Woche wenigstens einmal kam, um ‚nach seinem armen Freund zu sehen'. Sie alle freuten sich mit mir. Nur über die gebrochene Gestalt des einst blühenden und kräftigen jungen Mannes waren sie betrübt. Eines Abends waren wir Gast in der Familie seines Prinzipals. Er ließ sich vom Sohne ausführlich erzählen, was ich bereits berichtet. Nachdem er geendet, reichte er ihm die Hand und sagte: ‚Wahrlich, des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding, aber Gottes Rat ist wunderbarlich und er führt alles herrlich hinaus. — Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlts ihm nicht. — Die tiefen Abgründe, in welche sich ein zerschlagenes Menschenherz verirren kann, wenn er Gottes Hand fahren läßt, entziehen sich menschlichem Urteile und klügelnder Berechnung. Wer da stehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle. Aber Gottes Gnade ist groß, er weiß die zu finden und zu retten, welche in gläubigen Gebeten vor ihn gebracht werden.'

Viel ist nun nicht mehr zu berichten. Gotthelfs Husten wurder ärger, seine Lungen schwächer. Eine neuerdings eingetretene Erkältung tat das übrige. Sein körperlicher Verfall war sichtbar. Die Freude, welche mit seiner innerlichen Genesung eingezogen,

nahm der Betrübnis über sein körperliches Leiden den Stachel. An seinem kurzen Krankenlager feierten wir selige Stunden. Jeden Funken Liebe teilte er zwischen seinem Heiland und seinem alten Vater. An seinem letzten Lebensabend, als sein Prinzipal und ich sein Bett umstanden, sagte er: ‚Vater, lies mir noch einmal das herrliche Lied vor: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart".' Nachdem er das Lied vernommen, sagte er: ‚Du erzähltest mir mal vor Jahren, daß dies das Lieblingslied meiner seligen Mutter gewesen. Mit demselben auf den Lippen und im Herzen will ich von hinnen scheiden und sie im himmlischen Vaterhaus begrüßen. Meine Stunde ist gekommen!' und, meine Hand fassend, bat er: ‚Küsse mich, lieber Vater!' und aus seinem Auge brach ein Strahl, so lieb, so traut — der Mutterblick! Noch ein leiser Druck seiner Hand und er, der mir als Pfand der Liebe anvertraut worden war,

Hat sich zum Chor der Sieger aufgeschwungen,
Wo ihm den Kranz ein Bruderengel weist,
Wo ihn die Mutter selig hält umschlungen.

Gestern abend, ehe der Sarg geschlossen wurde, erschien eine junge Dame im Trauerkleide. Mit einem großen Strauß duftender Rosen trat sie an den Schrein und streute zärtlich die Blumen über die

sterbliche Hülle des Schlummernden. Mit Tränen benetzte sie dieselben. Waren es Reuetränen? Sodann kniete sie nieder zum stillen Gebete. Ihr Schluchzen, unter dem ihr zarter Körper zuckte und bebte, sprach mehr als Worte. Still, wie sie gekommen, entfernte sie sich wieder. Sie hat keinen Namen genannt.

Vorn im Gepäckwagen liegt nun die irdische Gewandung des Vollendeten aufgebahrt. Obwohl früh im Leben getrennt, sollen im Tode die Gebeine von Mutter und Sohn nebeneinander ruhen, bis der Tag erscheint, wann der Herr die Toten aus den Gräbern ruft und sie mit ihren Seelen vereinigt zum großen Hochzeitsmahle des Lammes.

Meine Geschichte ist nun zu Ende. Ich weiß sie in guten Händen. Möge Gott sie segnen zum Nutz und Frommen all derer, welche berufen sind, durch Trübsal einzugehen ins Reich Gottes."

„Amen!" setzte ich hinzu und reichte ihm beide Hände als Zeichen innigsten Dankes.

„Sehen Sie, dort wo die lichte Wolke über die geklüfteten Höhen schwebt und die Cypressen, umrauscht vom Abendwinde, uns Grüße zuwinken, dort ist der Friedhof. Auch mein Gebein wird dort ruhen; wills Gott, recht bald! Ich bin am Ziel. Leben

Sie wohl. Auch diesen Tag zähle ich zu den vielen Gnadentagen, die mir Gott geschenkt. Sie, lieber Freund, haben ihn mir unvergeßlich gemacht. Der Herr vergelts!"

Wir schieden, nach Christenart, mit herzlichen Segenswünschen. Im Lichte des Bahnhofs sah ich, wie ein Sarg aus dem Gepäckwagen gehoben und behutsam niedergestellt wurde. Viele Hände streckten sich dem aus großer Trübsal heimgekommenen einstigen Seelsorger entgegen, andre legten Blumensträuße auf den Sarg, darunter er dem Auge verschwand. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Ich stand, ergriffen und gefesselt von dem Anblick draußen, am Fenster. Aus der Menge löste sich eilends eine Gestalt, eine Hand winkte und der Abendwind trug mir durch das Gepuffe der Lokomotive den Freundesruf zu:

„Auf Wiedersehen beim Herrn!"

Nachwort.

Drei Wochen später erhielt ich einen Brief vom lieben Reisegefährten, in welchem er mir mitteilte, er habe einen Acker Land mit Gebäude in der Nähe des Friedhofs gepachtet. Etwas, schrieb er, muß der Mensch zu tun haben, wenn er fröhlichen Gemütes sein will. Fürs Predigtamt fühle er nicht mehr stark genug. Neben seinem Acker pflege er noch drei Gräber, und wenn die Abendwinde über dieselben streifen und ihm ein: Memento mori! zurufen, antworte er, selig in Hoffnung: „Ja, Herr Jesu, komm bald!"

Ein Jahr war seitdem vergangen. Der Postbote brachte mir einen Brief aus dem Heimatsorte des guten Freundes. Er war von fremder Hand geschrieben. Meine Adresse hatte man unter seinen hinterlassenen Briefschaften gefunden mit dem Vermerk:

„Im Herrn gefunden,
In Liebe verbunden."

Man glaubte daher im Sinne des selig Vollendeten zu handeln, mir seinen Heimgang mitzuteilen. Er starb fröhlich im Herrn und segnete die Stunde sei-

nes Hinscheidens. Von vielen geliebt, wird sein Heimgang von vielen betrauert. — Mit dem Briefe in der Hand durchdachte ich nochmals unser Zusammentreffen und unsere Reise, und mit den Worten: „Die Liebe ist die größeste unter ihnen. Sie suchet nicht das Ihre. Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles", legte ich dies Schriftstück zu den vielen, welche mir teuer geworden sind.

Dir aber, lieber Leser, der du mit mir durch Trübsal ins Reich Gottes zu gehen gedenkst, denn anders wirds schwer möglich sein, übergebe ich diese Erzählung zur Stärkung des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, als ein teures Vermächtnis eines Mitpilgers, der das Kapitel der Liebe gelebt und darinnen treu erfunden worden ist bis zum Tode.

Ueber seinem Grabe aber wollen wir im Geiste die Hände falten und von ihm zeugen:

„Er hat getragen Christi Joch,
Er ist gestorben und lebet doch."

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Nov. 2009

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 024 359 179 A